Main-Reim-Kurzgeschichtenwettbewerb

2016

Wettbewerbsbeiträge zum Thema

MAULAFF

Bischöfliche Verstimmung

von Daniela Meier

‚Dieser portugiesische Hundsfott! Was erdreistet er sich Unser Gemüt so zu strapazieren? Bei einem Mann seines Standes und Könnens hätten Wir Uns mehr erwartet!'

Der Mainzer Kurfürst und Erzbischof Friedrich Karl Joseph von Erthal konnte seinen Ärger geschickt hinter einer freundlichen Maske verbergen, aber es kostete ihn einige Mühe.

Dabei hatte der Tag so vielversprechend begonnen. Zu Pferde war er zunächst mit Emanuel Joseph von Herigoyen durch das Nilkheimer Wäldchen gejagt, um etwas Wild zu erlegen. Nach einem feudalen Picknick hatten sie sich wieder in die Sättel geschwungen um seine Ländereien zu erkunden.

Entspannt war die Atmosphäre gewesen und so sprudelten aus dem Architekten und Bauingenieur Emanuel von Herigoyen viele neue Ideen und Einfälle nur so heraus. Nach einigen Umwegen hatte ihr Ausflug im Tal der Spiele geendet, wo man sich mit einem Caroussel oder Schaukelspiel die Zeit angenehm vertreiben konnte.

Eigentlich hatten sie Georg Louis von Coudenhoven erwartet, der sie nach seiner Ankunft in Aschaffenburg gleich mit seinem Besuch beehren wollte. Stattdessen kam jedoch seine Gattin Sophie über den Rasen zu ihnen geschwebt.

„Seid gegrüßt, lieber Friedrich," begrüßte sie freudestrahlend ihren Vetter. „Georg läßt sich entschuldigen, denn ihn hat leider einmal wieder die Reisekrankheit befallen und der Ärmste muß sich erst einmal von der strapaziösen Fahrt erholen. Daher bin ich gekommen, auch wenn ich nur ein leidlicher Ersatz für ihn bin."

„Es tut Uns sehr leid um euren Gatten. Wir übermitteln ihm die besten Genesungswünsche. Allerdings hat er Uns dadurch auch die Freude bereitet, daß Wir schon heute Eurer ansichtig werden und nicht erst morgen. Dies ist übrigens Unser Architekt und Bauingenieur Emanuel von Herigoyen."

Mit diesen Worten hatte sich der Erzbischof dem Vorgestellten zugewandt. Aber was sah er da? Dieser Mann – und er hatte angenommen, er sei einer von Welt – brachte nur ein gemurmeltes

„Angenehm“ hervor und starrte mit offenem Munde seine Cousine an.

‚Nun gut, sie ist ausgesprochen hübsch,' ließ Friedrich von Erthal insgeheim dem Gaffer Gerechtigkeit widerfahren. ‚Aber muß er sie denn so anstarren? Noch dazu sind beide ähnlichen Alters und verheiratet. Wie sollten Wir als Erzbischof dieses Gestarre nicht als Affront gegen die guten Sitten sehen? Und wird nicht so auch die intelligente Sophie nur auf ihre Schönheit herabgewürdigt?'

Sophie von Coudenhoven erkannte die brisante Lage und verließ die Szene unter einem Vorwand.

Am Abend hatte sich der Groll des Erzbischofes gegen Emanuel von Herigoyen immer noch nicht gelegt. Er mußte zugeben, daß er den Mann mochte und konnte sich eine solide Freundschaft mit ihm vorstellen. Zudem war er ein intelligenter Mann und Meister seines Fachs. Er durfte den Portugiesen also nicht öffentlich zur Rede stellen oder zu direkt brüskieren. Aber seinem Ärger wollte er eben doch Luft machen. Da hatte Friedrich von Erthal eine zündende Idee. Als er am Abend mit seiner Cousine allein dinierte, da sein Schwager noch immer unpäßlich war, kam ihm zwischen der Vorspeise und dem ersten Hauptgang eine Idee.

„Liebe Cousine, Ihr könnt doch ausgesprochen gut zeichnen und habt Eure Kunst während unserer Trennung bestimmt noch vervollkommnet.“

„Lieber Vetter, leider bin ich noch weit davon entfernt als Künstler bezeichnet zu werden.“

„Ihr seid viel zu bescheiden, Sophie. Aber Wir haben dieses Thema auch mit einer gewissen Absicht angeschnitten. Würde es Euch viel Mühe bereiten, Uns heute eine Skizze von Emanuel von Herigoyens Profil und Vorderansicht mit den charakteristischsten Merkmalen anzufertigen? Das dürfte für Euch doch nur eine leichte Übung sein, da Wir wissen, daß Ihr zu jedem Gesicht, das Ihr schon einmal gesehen habt, ein naturgemäßes Portrait aus dem Gedächtnis zaubern könnt. Und Uns würdet Ihr damit eine ausgesprochene Freude bereiten.“

„Nun bin ich aber überrascht, lieber Friedrich! Ihr werdet doch nicht der katholischen Kirche zum Trotz auf Abwegen wandeln und Euch dem männlichen Geschlecht verschreiben. Ich habe gehört, von Herigoyen soll verheiratet sein?!“

Der Erzbischof lachte auf, als dies hörte, da ihm solch eine Deutung auf sein Ansinnen gar nicht gekommen war.

„Keine Sorge, liebe Cousine. Wir werden keineswegs als Liebeskranker hinter dem Portugiesen herwandeln und sein Bildnis in Unserer Geldbörse verstecken, um ein Andenken an ihn zu haben. Wir verfolgen ganz andere Pläne mit solch einer Skizze.“

Trotz mehrmaligen Drängens oder listigen Fragens konnte Sophie ihrem Vetter nicht sein

Geheimnis entlocken. Da sie aber sehr neugierig war, was daraus werden würde, willigte sie ein und setzte sich an ihren Zeichenblock. Nach kurzer Zeit konnte sie ihrem Cousin eine treffende Skizze des Architekten überreichen, welche dieser mit einem dankenden, aber auch leicht amüsierten Gesichtsausdruck entgegennahm.

Am nächsten Tag ging Friedrich von Erthal, auf sein Gefolge und prächtige Gewänder verzichtend, zu den Bildhauern Hoffmann und Baumgärtner. Dort wurde er gleichwohl erkannt.

„Wir haben Uns für das Tal der Spiele eine neue Besonderheit einfallen lassen. Wir wünschen, daß Ihr Uns eine fast lebensgroße Figur anfertigt, die einen Spessart-Bauern in seiner üblichen Tracht darstellt. Wir stellen Uns einen richtig schönen Bauern mit grünem Rock, roter Weste, kurzer gelber Lederhose und Schnallenschuhen vor. Die Besonderheit bei dieser Figur soll aber sein, daß sie mit offenem Munde dasteht und Maulaffen feil hält. Sie soll den Mund richtig schön aufreißen und blöde, auf einen Stock gestützt, gaffen. Und macht ihm einen schönen, schwarzen Schiffhut, damit es Ihm nicht ins Maul regnet. Dazu wünschen Wir Kugeln, die man in den Mund hineinwerfen kann und welche dann hinten wieder herausgekugelt kommen.

Ach, eines hätten Wir doch fast vergessen. Hier ist die Skizze, wie das Gesicht des Maulaffen aussehen soll. Denkt Ihr, Ihr könnt dieses Machwerk innerhalb eines Monats fertigen?“

Zunächst bejahten beide Bildhauer, daß es kein Problem sei, den Wünschen seiner Exzellenz gerecht zu werden. Dann aber erkannte Hoffmann die Ähnlichkeit zwischen der Skizze und Emanuel von Herigoyen.

„Ja, jetzt wo Ihr es sagt, müssen Wir Euch Recht geben. Aber sonst wären Wir nie auf die Idee gekommen. Aber Ihr habt eben ein äußert künstlerisches Auge! Doch Wir denken, daß anderen diese Ähnlichkeit nie aufgefallen wäre und auch nicht auffallen wird.“

Wieder zu Hause, schickte er umgehend an Sophie und von Herigoyen eine Einladung für das festgesetzte Lieferdatum.

Und als der Tag endlich kam, wurde der Maulaff am späten Nachmittag in seinem Tal der Spiele aufgestellt, wo kurz darauf die beiden Eingeladenen eintrafen.

Emanuel von Herigoyen erstarrte, als er sich in der Figur wiedererkannte, sagte aber nichts. Auch Sophie erkannte die frappierende Ähnlichkeit und wußte nun um die Pläne ihres Vetters, den sie kurz mit einem scharfen Blick strafte. Und da sie die Spannung zwischen beiden Männern bemerkte, versuchte sie die Lage charmant zu entschärfen.

„Oh, das ist aber ein niedlicher, kleiner Kerl! Wenn er nicht so Maulaffen feilhalten würde, könnte man ihn als richtig gutaussehend bezeichnen. Aber warum steht er denn im Tal der Spiele?“

„Man versucht diesem ewigen Gaffer mit einer Kugel das Maul zu stopfen, die er dann als schwerverdauliche Kost wieder ausscheidet," sagte Friedrich darauf viel weniger charmant.

„Und wie gefällt er Euch? Haben sich die beiden Bildhauer Hoffmann und Baumgärtner nicht selbst übertroffen?", wandte er sich an seinen Baumeister.

Dieser hatte wieder seine Fassung gefunden und den Wink durchaus verstanden. Der Portugiese lachte laut auf und meinte dann mit einem Augenzwinkern:

„Ja, ja, es handelt sich in der Tat um ein wahres Kunstwerk. Wen immer dieser Gaffer dastellt: Es mußte ihm unbedingt ein Denkmal gesetzt werden. Aber an wen erinnert er mich denn? Ich komme nicht darauf!"

Alle drei lachten und verweilten bis zur Dämmerung im Tal der Spiele, um dem Maulaffen das Maul zu stopfen.

Servus

von Melanie Köhler

Ich stand im Museumssaal auf meinem Sockel und wollte nur noch weg. Denn zwar war ich als Wahrzeichen eine kleine Berühmtheit; aber dieses Leben war wahrlich kein Zuckerschlecken. Jahrelang hatte man mich mal hier, mal da in Häusern, Parks oder Museen aufgestellt in dieser Stadt, wo so wenig passierte, dass gerade ich als Sensation herhalten musste. Und ich, hölzern und ein bisschen zu groß, hatte all die Jahre stoisch Haltung bewahrt, während Schulkinder höhnisch meinen offenen Mund nachäfften oder mich irgendwelche Herren mit Billardkugeln bewarfen. Aber genug ist genug! Ich schnaufte enerviert. Vor dem Fenster zwitscherten die Meisen einander zu, dass man anderswo viel respektvoller mit Wahrzeichen umging. *Mir reicht´s*, befand ich also trotzig, nachdem der Museumswächter den Abendrundgang beendet hatte, zückte meinen Holzstab und huschte durch die Tür. *Servus!*

Ich wanderte und wanderte, und als es wieder Tag wurde, fand ich mich wieder in einer wunderschönen Altstadt aus Stein und bunt verzierten Häusern. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war, wahrscheinlich in Japan, denn es liefen unzählige Einheimische durch die verwinkelten Gassen. Es musste zudem ein Land sein, in dem es die Sklaverei noch gibt, denn überall flanierten reich aussehende Damen mit Lakaien, die Sklavenmarken an ihren Ringfingern trugen und ächzend Einkaufstüten schleppten. Ich folgte der geschäftigen Menge, bog um eine Ecke und noch eine und gelangte schließlich durch einen Torbogen in einen lauschigen Innenhof, wo mich eine junge Frau aus Bronze durchdringend anstarrte. Bestimmt war sie eine Gottheit oder mindestens ein Seifenopernsternchen, denn die Menschen schienen alle wegen ihr hier zu sein und machten aufgeregt Selfies vor der Schönen. Da erst bemerkte ich schockiert, dass diese Infamen in khakifarbenen Shorts, eng ums Bäuchlein spannenden Polohemden und weißen Tennissocken in wüstbraunen Trekkingsandalen der Bronzegestalt dabei wie selbstverständlich an der Brust herum fummelten.

Oh Grundgütiger!, entfuhr es mir. *Come?*, fragte sie und schaute mich weiterhin durchdringend an. *Wer bist Du denn?*, fragte ich zurück. *Ah, sono Giulietta*, antwortete sie. *Dann bin ich gar nicht in Japan,* stellte ich interessiert fest. *Pah. Du bist im Land der Schutzpatronin der wahren Liebe,* leierte sie herunter. *Oh, das ist natürlich bedeutungsvoll,* flüsterte ich: *So ein Wahrzeichen wäre ich gerne!* Sie spuckte die Worte fast: *Findest Du? Sieh doch selbst: Tagsüber begrapschen irgendwelche Leute meine Oberweite. Und diese schnulzigen Liebesschwüre! Silvio, dieser Hallodri, ist heute schon zum dreizehnten Mal hier, um einer anderen Dame ewige Treue zu schwören!* Sie schnaubte: *Und nachts steh ich blöd rum, denn Romeo lässt sich ja nie blicken. Da man mir die Hände ans Gewand gegossen hat, kann ich mich nicht mal vor lauter Langeweile manikürен. Oh,* erwiderte ich. *Das tut mir leid.* Sie seufzte: *Mir auch. Aber erzähl, wie sind die Arbeitsbedingungen für Wahrzeichen bei Euch denn so?*

Ich überlegte: *Ich habe ein feines schattiges Plätzchen in einem Museum*, erzählte ich. *Die Leute schauen zwar, aber sie fassen mir nicht einfach mal so an den Rockschoss. Und im Großen, Ganzen, ist es im Städtchen bei uns sehr gemütlich.* Giuliettas Augen funkelten sehnsüchtig: *Das klingt wundervoll. Und was mich anbetrifft, so finde ich auch, ich habe etwas Besseres verdient - sagt übrigens auch die Gewerkschaft der Wahrzeichen! Eine Gewerkschaft?* Wäre mein Mund nicht schon offen, spätestens jetzt wäre mir die Kinnlade heruntergeklappt. Giulietta nickte gewichtig: *Die hab ich gegründet zusammen mit der kleinen Meerjungfrau in Kopenhagen, denn die hat das ganze Gegrapsche auch über. Die Imperia in Konstanz wiederum hätte gern einen Schlechtwetterzuschlag. Und die Freiheitsstatue einen ordentlichen Sonnenschirm! Aber ich finde, das ist noch viel zu zahm. Wir müssen ein Exempel statuieren! Und ich weiß auch schon, wen wir als nächstes befreien!* Sie nickte heftig. Ein japanischer Tourist zuckte zusammen, und eine ältere Italienerin schrie auf: *Miracolo! Ein Wunder!* Ich zuckte nur die Schultern und tat so, als wäre nichts. *Sobald es dunkel ist, treffen wir uns am Stadttor!*, wisperte Giulietta, blieb wieder unbeweglich in ihrer Pose und rollte nur einmal kaum merklich mit den Augen, als ein Japaner forsch an ihren Busen fasste, in sein Smartphone grinste und vergnügt so etwas wie *Obi Wan Kenobi* ausrief. *Abgemacht*, flüsterte ich Giulietta zu und verließ den Innenhof, um draußen vor der Stadt fernab des Trubels auf sie zu warten.

Kaum war es dunkel, wanderten wir gemeinsam los, und als es Tag wurde, erreichten wir eine

altehrwürdige Stadt, wo die Leute ziemlich komisch redeten, sogar für mich als Franke. Giulietta zerrte mich im Eiltempo durch die Viertel aus alten und neuen Backsteinbauten, vorbei an Souvenirläden und Schokoladenboutiquen, bis wir schließlich vor einem kleinen Männchen standen, das am helllichten Tag ungeniert in einen Brunnen pinkelte. Ich zog verwundert meinen Hut: *Grüß Gott! Dag,* erwiderte das Männchen, ohne mit dem Pinkeln aufzuhören. Ich zog missbilligend eine Augenbraue nach oben: *Hm, hm, hier sind Damen*, räusperte ich mich. *Na dann Mund zu, es zieht,* zischte das Männchen, und das hätte ich wirklich gerne getan, denn diesem frechen Kerl war wohl alles zuzutrauen. Wir taxierten einander, bis Giulietta mich in die Seite stieß: *Jetzt hört doch auf! Männliche Wahrzeichen unter sich, wie die Gockel!* Ich zuckte mit den Schultern: *Er hat angefangen! Er? Es!*, dozierte Giulietta: *Das ist nämlich das Manneken Pis. Weltberühmt! Na immerhin,* murmelte ich neidisch. *Spinnst Du?* Das Männchen winkte müde ab: *Es gibt wahrlich besseres als nackig und pinkelnd in die Weltgeschichte einzugehen, während Bänker, Abgeordnete, ObiWanKenobis und wie sie alle heißen davor Maulaffen feilhalten...* Ich zuckte zusammen: Wusste er denn, wer ich bin? Das Manneken Pis seufzte abgrundtief. *Siehst Du, was ich meine? Wir Wahrzeichen werden ausgebeutet und erniedrigt, sogar die Stars*, gestikulierte Giulietta bedeutungsvoll, bevor ich nachfragen konnte.

Das Männchen nickte zustimmend: *Und Du, wo kommst Du so her? Weshalb bist Du geflohen? Es muss ja wirklich schlimm sein, wenn Du den ganzen weiten Weg hierher mit offenem Mund und am Stock gegangen bist.* Ich wurde rot, zog die Stirn kraus und überlegte. *Ja, äh,* begann ich unsicher. *Also, wo ich herkomme, da... Ist es lauschig und schattig*, fiel mir Giulietta schwärmerisch ins Wort: *Er steht in einem klimatisierten Raum, und niemand betatscht ihn!* Das Männlein musterte mich erstaunt und ein wenig ungehalten von oben bis unten: *Und da bist Du abgehauen? Wie undankbar!* Giulietta winkte ab: *Immerhin hat er mich dazu inspiriert, endlich von meinen Rechten im Zuge der UN-Konvention für Wahrzeichen Gebrauch zu machen. Ich werde jetzt als allernächstes der kleinen Meerjungfrau in Kopenhagen Bescheid geben, dass die Revolution begonnen hat!* Sie wirbelte herum und flötete beim Weglaufen: *Und dann der Imperia! Und der Statue of Liberty, und...* Und, so schnell konnte ich gar nicht schauen, da sprang auch das Männchen vom Brunnenrand, lächelte mir kurz zu und verschwand mit Giulietta im Gewühl.

Ich wiederum staunte nur kurz, dann fasste ich einen Entschluss. Ich wanderte die ganze Nacht, bis endlich die lieblichen Heimathügel vor meinem Auge auftauchten und die Aschaff wie Musik in

meinen Ohren plätscherte. Und als man morgens in allen Zeitungen las: *New York: Skandal! Die Freiheitsstatue ist weg! Kopenhagen: Rätsel um das Verschwinden der Meerjungfrau. Brüssel: Die Suche nach Manneken Pis,* stand ich schon längst wieder im Museum, stützte mich behaglich auf meinen Stock und genoss meinen Ehrenplatz und die schattige Kühle, hier im schönen Aschaffenburg, wo die Wahrzeichen es weitaus besser haben als sonstwo.

Ein violetter Funken Hoffnung

von Katharina Herrmann

Die Schuhe der Frau waren Violett. Sie sahen aus als ob sie aus sehr weichem Leder gemacht worden wären. Der hohe Absatz der Schuhe betonten ihre Beine. Auch wenn sie sehr auffällige Schuhe trug war die Frau eher von unscheinbarer Gestalt. Ihre Kleidung war genau so schlicht wie ihr Gesicht. Ihre Haare waren streng nach hinten gebunden und leicht fettig. Sie ging mit zielstrebigen Blick die Straße entlang.

Ihre Schritte waren auf ihr Ziel konzentriert. Eine mögliche Ablenkung ihres Wegs war ausgeschlossen. Denn so wie die Welt keine Notiz von dieser Frau nahm, so nahm diese Frau auch keine Kenntnis von ihrer Umgebung. Schnellen Schrittes ging sie die Straßen entlang, bog in Straßen ein, überquerte diese, wartete vor roten Ampeln, ging durch Unterführungen und wurde zu keinem Zeitpunkt langsamer in ihrem Schritt.

Nie hätte man den Eindruck gewinnen können, dass sie Schmerzen auf Grund ihrer hohen Schuhe haben könne. Doch das Gegenteil war der Fall. Die Schuhe waren absichtlich eine Größe kleiner gewählt und auf Grund der bereits bewältigten Strecke und die enge der violetten Schuhe hatten ihre Füße nicht nur Blasen sondern bluteten bereits stark. Doch das war so von der Frau gewünscht. Dieser körperliche unerträgliche Schmerz bei jedem einzelnem Schritt war in diesem Moment stärker als jeder seelische Schmerz. Doch die Frau verzog keine Miene, ließ sich in keinem Augenblick anmerken welche Qualen sie litt. Nach einiger Zeit schien die Frau ihr Ziel erreicht zu haben und öffnete die Tür.

Eigentlich wird dieser Tag ein Tag wie jeder andere werden. Es ist Mittwoch, aber nichts besonderes. Das Wetter ist weder gut noch schlecht, daher nicht weiter erwähnenswert. Der Verkehr wäre schrecklich wenn er nicht wie jeden anderen Tag auch mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren würde. Es ist Ende des Monats und es wird heute nicht viel Kundschaft geben. Eine Gegebenheit die auch schön sein kann, aber ein wenig Ablenkung von der Bürotätigkeit wäre ihm heute schon wünschenswert. Sein Arbeitsweg war verhältnismäßig kurz, er schloss sein Fahrrad an

dem dafür vorgesehen Ort ab und ging durch die Hintertür in das Gebäude. Wie an jedem anderen Tag, war er nicht der Erste, was den Vorteil hatte das der Kaffee bereits durchgelaufen war. Er schenkte sich in der Kaffeeküche eine Tasse ein, begrüßte die bereits anwesende Kollegin und warf einen Blick auf den Dienstplan. Anders als die anderen Tage war dieser Mittwoch mit einem Roten Strich markiert. Er sah auf den Kalender und ihm wurde sofort klar, das dieser Tag nicht so werden würde wie die anderen. Dieser Tag, einmal im Jahr war außergewöhnlich. Nicht spektakulär, aber besonders. Ein weiterer Blick auf den Dienstplan verriet ihm, dass er heute im Kundendienst und vor allem an der Kasse sitzen würde. Seine positive Stimmung war zwar nicht vollkommen verschwunden doch merklich gedämpft. Dieser Tag, der sich nun zum vierten mal jährte, war für keinem seiner Kollegen einfach. Er erledigte einige Aufgaben in seinem Büro, welche ihn von dem heutigen Arbeitstag ablenken sollten. Normalerweise arbeitete er sehr gerne, doch heute war alles anders. Um viertel vor neun ging er nach vorne, bereitete die Kasse vor und öffnete die Haupteingangstür des Museums.

Die Tür öffnete sich und die Frau in den hohen, zu kleinen violetten Schuhen betrat das Museum. Der Mann hatte sich noch gar nicht richtig an den Schalter gesetzt, da blickte er bereits in ihr ausdrucksloses Gesicht. Wortlos öffnete die Frau ihre Geldbörse, legte das Eintrittsgeld auf den Tresen, der Mann gab ihr die für sie bestimmte Eintrittskarte und sie betrat das Museum.
Sie wechselten kein Wort miteinander. Normal war dieses Verhalten hier nicht, aber diese Frau war auch keine normale Museumsbesucherin. Jeder wusste, dass sie an diesem bestimmten Tag in diesem Museum ist. Sie kommt morgens bei der Öffnung und geht erst bei der Schließung. Niemand hat je gesehen, wie sie sich ein anderes Ausstellungsstück als den Maulaff ansah. Sie wird den ganzen Tag vor dieser Holzfigur sitzen, ohne zu essen, zu trinken oder auch nur einen Blick von der Figur abzuwenden. Diese Frau war der Grund dafür, dass dieser Tag auf dem Dienstplan rot markiert wurde.

Den Weg kannte die Frau genauso gut wie den Weg den sie zu dem Museum genommen hatte. Jedes Jahr ging sie die selbe Strecke, den Rest des Jahres versuchte sie stets die heute gegangenen Straßen zu meiden. Doch heute, heute ist der besondere Tag. Dieser Tag gehörte nur dieser Figur und die Liebe die sie mit ihr verband. Es war eine tiefe Empfindung, welche sie sonst zwar nicht aus ihrem Leben strich, sie versuchte lediglich den Schein zu waren. Sie tat das, was die Gesellschaft von ihr erwartete. Sie stand morgens auf und aß etwas. Eine Zeitlang war das

aufstehen nicht möglich und sie verbrachte Monate in ihrem Bett. So langsam aß sie auch wieder, allerdings nur um irgendwie Kraft zu bekommen nicht weil sie Appetit hatte. Sie wusch sich, nicht so regelmäßig wie sie eigentlich musste, doch sie hatte nicht die Kraft dazu. Diese war vor vier Jahren gegangen. Sie ging regelmäßig zur Arbeit, aber nicht weil es ihr Freude bereitete. Viel mehr war dieses die einzige Möglichkeit das die Tage vorüber gingen. Sie machte ihren Dienst, zwar nach Vorschrift und mit keiner Art von Leidenschaft, doch man lies sie ihr Leben so leben. Sie akzeptierte diese Pflichten, die von ihr erwartet wurden. Nur nicht an diesem Tag.

Den halben Tag saß er an der Kasse. Gelegentlich kamen Besucher vorbei, doch die meiste Zeit arbeitete er an irgendwelchem Papierkram. Bürokratie. Gegen Mittag kam eine der Kolleginnen und löste ihn für eine Pause ab. Er ging in den Pausenraum, aß ein belegtes Brot und hatte währenddessen einen Einfall. Er ging ins Museum, ging durch die Ausstellungsräume bis er sein Ziel erreichte. Er sah sie dort sitzen, die schlichte Frau in ihren violetten Schuhen. Ihr Blick war starr auf die Holzfigur gerichtet, sie schien in einer anderen Welt zu sein. Die Frau blinzelte nicht mal. Der Mann setzte sich neben sie, betrachte ebenfalls die Figur und fragte sich, was genau der Grund war, dass diese Frau jedes Jahr aufs Neue hierher kam. Er versuchte die Frau anzusprechen um vielleicht eine Ahnung einer Antwort auf seine Frage zu erhalten. Doch sie beachtete ihn nicht. Zum Ende seiner Pause verließ er den Ausstellungsraum, warf einen letzten Blick zurück auf die Frau und ging wieder an seinen Arbeitsplatz.

Nachdem die Durchsage mit der Information kam, dass das Museum in wenigen Minuten schließen würde, stand die Frau auf und verließ das Museum. Sie nahm genau den gleichen Weg den sie auch für den Hinweg gewählt hatte. Die Wunden an ihren Füßen, die während der Zeit des Sitzens leicht verheilt waren, sprangen sofort wieder auf und begannen augenblicklich an zu bluten. Doch sie ließ sich davon nicht beirren, vielmehr ging sie strammen Schrittes zurück.
Zuhause angekommen zog sie die Schuhe nicht aus, denn sie würde für ihre Schande den ganzen Tag Buße tun. Sie hatte auf so viele Arten versucht ihre Schuld zu erleichtern, doch nichts hatte ihr die Last von den Schultern nehmen können. Doch die Figur zu sehen, die er so geliebt hatte, über die er lachen konnte und für die er so viel Freude empfand, war hilfreich. Sie erinnerte sich und ließ den Schmerz allgegenwärtig sein. Nichts auf dieser Welt konnte ihr ihr Versagen verzeihen und sie konnte es am wenigsten. Diesen Tag im Jahr bestrafte sie sich dafür am meisten, nicht aus Hass auf sich, sondern aus Liebe zu ihm. Die Liebe, die sie sich fast täglich unter die Haut brannte. Die

Liebe, die sie überschwemmte und trotzdem innerlich zerfraß. Eine so tiefe und bedingungslose Liebe, dass sie sich selbst nie vergeben können wird. Und doch diese Figur, diese Holzfigur in dem Museum, dieser Maulaff gab ihr etwas, was sonst niemand vermag. Hoffnung. Denn an diesem Tag sah und hörte sie das fröhliche, unbeschwerte Lachen. Das unverkennbare Lachen ihres Sohnes.

Der Rest ist Schweigen

von André Schmidt

»Ich sterbe«, sagte Paul als er sich schwerfällig von seinem Platz in der ersten Reihe des Aschaffenburger Stadttheaters erhob und ächzend den Rücken durchstreckte. »Ich sterbe, wenn ich noch eine Minute länger auf diesem Stuhl verbringen muss.«

Linda musterte ihn belustigt. »Das war doch nicht dein erster Theaterbesuch, oder?«

»In der Schule wurden wir mal von unserem Deutschlehrer hingeschleift.«

»Und dann heute gleich *Hamlet*. Das war wohl etwas voreilig von mir. Aber du warst tapfer und hast dir ein Steak verdient.«

Am liebsten wäre Paul vor Scham im Boden versunken. Er war doch nur ein einfacher Verwaltungsangestellter im Rathaus, der Personalausweise ausstellte und Autos zuließ. Linda dagegen war gebildet und kultiviert. Ein Wunder, dass sie sich überhaupt mit ihm abgab.

Vor zwei Wochen hatte sie ihn im Fitnessstudio angesprochen. Danach hatten sie ein paar Mal gemeinsam trainiert. Paul hatte sich nichts dabei gedacht und schon gar nichts erhofft, bis Linda ihn mit der Einladung ins Theater überraschte. Er hatte sofort zugesagt, ehe ihn Zweifel beschleichen konnten.

Obwohl es schon nach elf war, hing noch die Hitze eines tropischen Julitages in der Luft. Paul und Linda traten ins Freie und überquerten den illuminierten Theaterplatz. Plötzlich hielt Linda inne. Sie deutete auf die abgebrannten Kerzen und die verwelkten Blumensträuße, die am Rand der Sonnenuhr auf dem hellen Granit lagen. Ein einzelnes Grablicht flackerte neben dem gerahmten Portrait einer jungen Frau.

»Was ist hier passiert?«

»Letzten Monat ist eine Joggerin auf dem Platz zusammengebrochen. Herzstillstand. Der Notarzt hat versucht, sie wiederzubeleben, aber es war zu spät. Ich hatte gerade Mittagspause und saß dort drüben im Café.«

Sie schwiegen den Rest des Weges, bis sie im *Maulaff* angekommen waren, wo Linda einen

Tisch reserviert hatte. Sie saßen im Außenbereich unter einem Sonnensegel, das im Wind flatterte. Paul bestellte Bier und ein argentinisches Rumpsteak, Linda einen Salatteller mit gebratenen Shrimps. Den vom Kellner nachdrücklich empfohlenen Wein lehnte Linda kühl ab.

»Das Stück hat dir nicht gefallen, stimmt's?«

Da war sie, die Frage, vor der sich Paul schon den ganzen Abend gefürchtet hatte. Er verknotete seine zittrigen Finger ineinander. »Es war ziemlich verworren. Ich glaube, ich habe nicht alles verstanden.«

Linda fächelte mit einer Serviette, um die Mücken zu vertreiben. »Ich will nicht behaupten, dass ich Shakespeare völlig verstehe. Komplexer als ein *Tatort* ist die Handlung schon. Zumal das Drama in dieser Inszenierung recht frei interpretiert wurde. Im Kern ist es ein einziger Rachefeldzug. Hamlet möchte seinen toten Vater rächen und stürzt dabei alle Beteiligten ins Unglück.«

»Und am Ende sind alle tot.«

»Das erwarten die Leute, schließlich ist es eine Tragödie!«

Der Kellner brachte das Essen. Während sich Paul gierig über das Fleisch hermachte, stocherte Linda lustlos in ihrem Salat. Das Gespräch verlor sich in Nichtigkeiten.

Als Paul mit einem Stück Baguette die letzten Tropfen vom Teller gewischt hatte, sah er Linda unverwandt an. »Was machen wir hier eigentlich?«

Linda schien einen Moment konsterniert. Sie nippte am Wasserglas. »Was meinst du?«

»Es ist doch offensichtlich, dass du zwei Klassen höher spielst. Ich muss eine riesige Enttäuschung für dich sein. Wieso gehst du mit mir aus?«

»Rede keinen Quatsch. Okay, das Theater war nicht die beste Idee. Aber ich weiß was Besseres. Ich habe ein kleines Ruderboot am Silbersee in Niedernberg. Nachts rauszufahren, ist immer ein tolles Erlebnis. Wir haben den ganzen See für uns allein.«

»Du weißt doch, dass ich nicht schwimmen kann.«

»Keine Sorge, ich war deutsche Jugendmeisterin im Doppelvierer. Ich beherrsche das Boot. Wieso sollten wir kentern?«

»Ich glaube, da ist ein Gewitter im Anmarsch.«

»Ach was, du bist nur zu feige. Komm, gib dir einen Ruck.«

Verlassen und entrückt lag der Silbersee da. Die Dunkelheit verschluckte ihn fast. Vom Mond war nur eine dünne Sichel zu sehen. Die Wasseroberfläche war schwarz bis auf die Wellen, die gemächlich gen Ufer rollten. Auf ihren Kronen glitzerte das schwache Mondlicht. Am Horizont

erschienen erste Wolken und wenn man genau hinsah, konnte man bereits die Blitze ausmachen, die darin zuckten.

Linda führte Paul auf das Gelände des örtlichen Segelclubs. Auf einer Wiese standen die abgedeckten Boote. Das Boot, auf das Linda zusteuerte, war winzig. Mit Schwung entfernte sie die blaue Plane. Die Nussschale hatte einen kleinen Mast, an dem das Segel fehlte. Gemeinsam trugen sie das Boot ans Ufer und über einen Steg, der einige Meter in den See hineinragte. Sie setzen es ins Wasser. Linda stieg ein und streckte ihre Hand aus. Paul zögerte.

»Mir wird schon schlecht, wenn ich das schaukelnde Ding bloß sehe.«

»Na los, wir drehen nur eine kleine Runde.«

Paul griff nach Lindas Hand und ließ sich in das Boot ziehen. Auf dem wankenden Boden ging er wie auf Wackelpudding.

Schweigend ruderte Linda hinaus. Allmählich frischte der Wind auf. Aus der Ferne drang erstes Donnergrollen zu ihnen. Paul realisierte, dass er keine Schwimmweste trug.

»Wir sollten umkehren. Das Gewitter geht gleich los.«

Linda reagierte nicht und ruderte weiter. Erst als sie in der Mitte des Sees angelangt waren, ließ sie die Skulls los. Ein greller Blitz erleuchtete für die Dauer eines Wimperschlags die Nacht. In diesem Moment konnte Paul tiefe Verbitterung in Lindas Gesicht erkennen.

»Was ist los, Linda? Wir müssen sofort zurück. Hier geht gleich die Welt unter.«

»Erinnerst du dich an die Frau, die letzten Monat auf dem Theaterplatz gestorben ist.«

»Natürlich.«

»Das war meine Schwester Lena. Plötzlicher Herztod mit 29.«

»Ein furchtbares Unglück, aber man konnte nichts dagegen tun.«

Linda lachte höhnisch auf. »Im Rathaus, nur 50 Meter von dir entfernt, war ein Defibrillator. Jeden Tag gehst du daran vorbei. Damit hätte man Lena noch reanimieren können. *Du* hättest ihr das Leben retten können. Stattdessen hast du danebengestanden und zugesehen, wie sie gestorben ist. Du bist mir auf dem Foto in der Zeitung aufgefallen, mit deinem offenen Mund neben all den anderen Gaffern.«

Inzwischen türmten sich die Wolken am Himmel zu bedrohlichen Massiven auf. Regen hatte eingesetzt. Der Sturm peitschte ihnen die Tropfen ins Gesicht. Blitz und Donner trennten nur noch Sekundenbruchteile.

Linda tastete über die Bootsplanken, dann zog sie an etwas, wodurch ein Gluckern ausgelöst wurde. Unvermittelt stand sie auf und sprang in den See. Paul konnte sich zunächst keinen Reim

darauf machen. Erst als er bemerkte, dass seine Füße in einer Pfütze standen, wurde ihm klar, was passiert war. Das Boot hatte ein Leck und lief voll Wasser.

Linda schwamm in Rückenlage neben dem schaukelnden Boot her und rief Paul etwas zu: »Vielleicht hast du Glück, jemand fasst sich ein Herz und rettet dich. Aber wenn du Pech hast, werden alle nur am Ufer stehen und gaffen. Hinterher werden sie bestürzt sein und sich gegenseitig versichern, dass man nichts tun konnte. Dann werden sie Blumen, Kerzen und Fotos aufstellen, eine Trauerfeier abhalten, eine Gedenktafel anbringen. Und irgendwann werden sie dich vergessen.«

Sie stieß sich mit dem Fuß vom Boot ab und kraulte los. Im hohen Wellengang musste sie um jeden einzelnen Meter kämpfen. Nach einigen kräftigen Zügen hatte sie sich so weit vom Boot entfernt, dass es in der Dunkelheit verschwunden war. Pauls Hilfeschreie wurden immer leiser, bis sie gänzlich von Donner und Regen übertönt wurden.

Am Ufer waren Lichter aufgetaucht. Ein Gewirr aufgeregter Stimmen wurde von einer Böe über den See getragen. Daraufhin änderte Linda ihre Richtung, um nicht sofort entdeckt zu werden. Plötzlich fuhr ihr ein fürchterlicher Krampf ins rechte Bein. Ein unerträglicher, lähmender Schmerz breitete sich in ihrem Körper aus. Panisch ruderte sie mit den Armen und versuchte den Kopf über Wasser zu halten. Sie spürte, wie ihre Kräfte schwanden, wie sie der Schwerkraft immer weniger entgegenzusetzen hatte, wie sie unaufhaltsam in die Tiefe gezogen wurde.

Verfolgt

von Heidi Wagemann

Hatte er sie gefunden? Der Mann am Ende der Straße. Ständig hatte er in ihre Richtung gestarrt. Doch dann war er verschwunden. Sie hatte sich beruhigt und nicht mehr darüber nachgedacht. Doch auf dem Nachhauseweg hatte sie ihn gehört. Diese Schritte, sie kannte sie nur zu gut. Dieser Rhythmus, wie sehr hatte sich das in ihr Gedächtnis gebrannt. Er war wieder da! Sie ging schneller, sie fing an zu rennen. Sie rannte und rannte...

Am nächsten Morgen wachte sie völlig gerädert auf. In den ersten Sekunden war alles wie immer. Die Sonne blitzte herein und tauchte alles in ein schönes, warmes Licht. Sie liebte es, in einem Zimmer aufzuwachen, in dem es nicht stockdunkel war. Wie sehr hatte sie es nach ihrem Umzug genossen, nicht mehr im Verborgenen leben zu müssen.

Schlagartig verdüsterte sich alles um sie herum. Sie fühlte sich benommen und hatte wieder dieses Gefühl zu schweben. Der Alptraum hatte sie eingeholt. Sie hatte ihn gestern gesehen, sie hatte ihn gehört. Ganz sicher. Er war ihr gefolgt. Es war, als könnte sie seine Blicke spüren. Ihr Herz fing an zu pochen. Sie schnappte nach Luft und alles um sie herum fing an sich zu drehen. Unbewusst hatte sie sich auf ihr Bett fallen lassen. Sie drehte sich auf den Rücken, faltete ihre Hände über dem Bauch und atmete tief ein und aus. Nach einiger Zeit beruhigte sie sich.

Sie versuchte sich an gestern zu erinnern. Doch ihre Erinnerungen glitten in eine andere Zeit. Sie dachte daran, wie sie damals übers Wochenende nach Aschaffenburg gefahren war, um den Johannimarkt zu besuchen und die wunderschöne, mittelalterliche Atmosphäre der Altstadt zu genießen. Sie hatte herrliche Tage verbracht.

Wahrscheinlich waren es diese Erinnerungen gewesen, die sie bewogen hatten, Aschaffenburg als neuen Wohnort zu wählen. Sie wollte von vorne anfangen. Von heute auf morgen hatte sie alle Kontakte abgebrochen. Niemand sollte wissen, wo sie war. Tränen stiegen ihr in die Augen, als sie daran dachte. Aber sie hatte diesen radikalen Schritt nie bereut. Sie fühlte sich wohl in ihrer neuen Stadt. Ihr Job gefiel ihr. Das Häuschen, das sie gemietet hatte, war ein Traum, und

sie hatte neue Freunde gefunden. Zwei Jahre war das her.

Jetzt kam alles wieder hoch: die Scheidung von Conrad und sein Verhalten danach. Sie hatte es am Anfang für harmlos gehalten. Am Ende hatte sie den schlimmsten Psychoterror erlebt, den man sich vorstellen kann. Seine Methoden waren immer perfider geworden. Ihre Anwältin hatte ihr geraten zur Polizei zu gehen. Zunächst hatte man ihr dort nicht helfen können. Sie sollte eine Geheimnummer für ihr Telefon beantragen und ein Stalking Tagebuch führen. Die Angriffe waren immer bedrohlicher geworden. Auch eine Unterlassungsverfügung hatte nichts genutzt. Eines Tages war Conrad in ihr Haus eingebrochen und hatte es völlig verwüstet. In den Trümmern hatte sie einen Zettel mit einer eindeutigen Morddrohung gefunden. Kurz vor dem Prozess hatte er ihr aufgelauert und sie geschlagen. Conrad war zu zweieinhalb Jahren Haft verurteilt worden.

Es hatte sie viel Kraft gekostet, ihr Leben neu aufzubauen. Und jetzt...

Ein Gedanke schoss ihr durch den Kopf. In der Therapie hatte sie gelernt: Spreche mit anderen über die Bedrohung. Zögernd griff sie zum Handy. Hella war in den letzten zwei Jahren ihre beste Freundin geworden. Quirlig und fröhlich, wie sie war, hatte sie es geschafft, sie zum Lachen zu bringen. Sie hatte ihr geholfen, in der neuen Stadt heimisch zu werden. Die gebürtige Ascheberscherin hatte ihr gezeigt, warum Aschaffenburg auch das „fränkische Nizza am Main“ genannt wurde. Gnadenlos hatte sie sie am Anfang durch alle Parks, Schlösser und Museen geschleppt. Sie hatte schnell gelernt, was ein Quetschekuche ist, wer der „Maulaff“ war und wo der Hannewackeldudelsee lag. Unsicher tippte sie jetzt auf den Kontakt. Noch bevor sie etwas sagen konnte, hörte sie Hellas Stimme: „Hallo Pia, war schön gestern Abend. Was meinst du, wollen wir uns nachher im „Schlappe Seppel“ treffen?“ „Ja, nur, weißt du, ich ... ich habe ein Problem. Kannst du zu mir kommen?“ „Klar, bis gleich.“

Kurze Zeit später saß Hella auf ihrem Sofa und hörte sich Pias Geschichte an. Ungläubigem Staunen folgte echte Bestürzung. Am Ende sprang Hella auf und sah Pia ernst, aber entschlossen an. „Bist du dir wirklich sicher? Wir hatten ja schon ein paar Schoppen gestern Abend.“ Pia sah sie verzweifelt an. „Ich bin sicher!“ „Na dann. Nochmal macht er das nicht mit dir. So schnell kriegt der uns nicht klein!“ Sie setzte sich wieder neben Pia, die ihre Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Die Worte der Freundin hatten ihr gutgetan. Aber was sollten sie machen? Conrad würde sie immer wieder finden. Inzwischen saß Hella grübelnd da und murmelte vor sich hin. Pia verstand nur undeutliche Bruchstücke, wie „werden es dem Kerl

zeigen“ und „von wegen machtlos“. Mit einem Ruck löste sich Hella von ihr. Sie sah Pia eindringlich an. „Ich habe eine Idee. Die löst zwar noch nicht das Problem, aber es ist ein Anfang. Er wird merken, dass du hier nicht allein bist. Ich muss jetzt was erledigen. Du bleibst hier und rührst dich nicht vom Fleck. Ich melde mich.“ Damit war sie aus der Tür.

Später rief Hella an und bat Pia, die Garage freizumachen. Sie hätte eine erste Überraschung für den Spinner. Als Hella ihren Van in die Garage bugsiert hatte, öffnete sie die Heckklappe und deutete auf etwas Großes, das in Decken gehüllt war. „Du hast mir doch erzählt, dass er es geliebt hat, dich nachts zu erschrecken und immer im Garten herumgeschlichen ist und mit der Taschenlampe herumgefuchtelt hat. Nun, diesmal sorgen wir für eine kleine Überraschung!“ Sie nahm die Decken ab und zum Vorschein kam eine lebensgroße Figur. „Aber, das ist doch...“ „Ja, genau! Natürlich nur meine Interpretation. Ich habe vor Jahren mal einen Künstlerkurs besucht, bei dem man lebensgroße Figuren anfertigen sollte. Ich hab’ mich damals für unseren „Maulaff“ entschieden. Gar nicht so schlecht, oder? Hatte ich schon ganz vergessen. Er stand irgendwo im Keller rum. Ich wollte ihn nicht wegtun – war schließlich ein ganzes Stück Arbeit.“ Sie zog an der Figur. Stirnrunzelnd betrachtete sie ihn. „Puh, ans Original kommt er wohl nicht ran. Aber er wird den gleichen Zweck erfüllen, wie der „Maulaff“ damals beim alten Mergenbaum. Der hat auch die Gaffer damit verscheucht.“ Pia erinnerte sich an die Geschichte, die man sich vom Baron erzählte. Der hatte die Figur erworben und neben seinem Schreibtisch platziert, um damit die Passanten zu vertreiben, die in sein Fenster glotzten. „Na ja, ist nur ein Anfang. Ein Schreck in der Abendstund’ wird dem Mistkerl guttun.“ Als sie die Figur ins Haus gehievt hatten, platzierten sie sie direkt am Fenster. Conrad würde kommen. Er würde in die Fenster leuchten, um ihr Angst zu machen. So wie früher. Jetzt würde er es wieder tun. Pia war sich sicher. Aber diesmal war sie nicht allein.

Die beiden Freundinnen saßen da und warteten. Pia fand Hellas Idee zwar etwas verrückt und war nicht sehr hoffnungsvoll, dass es etwas nutzen würde. Aber ihre Freundin war guten Mutes. Einen Schrecken sollte er bekommen. Dann würde man weitersehen.

Inzwischen war es stockdunkel geworden. Sie hörten ein Geräusch. Die beiden sahen sich an. Es war soweit. Ein gleißend heller Lichtkegel traf das Fenster. Ein kurzer Schrei war zu hören. Der Lichtkegel verschwand schlagartig. Schnelle Schritte entfernten sich.

Nach ein paar Minuten trauten sie sich in den Garten. Sie machten die Außenbeleuchtung an und dann sahen sie die große Stablampe im Gras liegen. Pia hatte recht behalten. Er war wieder da. Aber diesmal hatte sie ihn in die Flucht geschlagen. Ein großartiges Gefühl war das.

Sie sah ihre Freundin an. Die stand mit einem breiten Grinsen da und betrachtete den Schauplatz. Tja, ihr Kursleiter hatte wohl Recht gehabt: Ähnelte doch eher einem Zombie als dem guten alten „Maulaff“.

Ein Skandal sondergleichen!

von Jürgen Lorenzen

Am Montag war Aschaffenburg noch ein Hort paradiesischer Harmonie. Am Dienstag jedoch verdüsterte die schwarze Wolke einer Freveltat das sonnige Antlitz von Schloss Johannisburg. In dieser schönen Sehenswürdigkeit befindet sich das städtische Schlossmuseum.
In morgendlicher Stille bestaunten erste Besucher einen kostbaren Elfenbeinhumpen. Da hallte der markerschütternde Schrei eines weiblichen Lehrkörpers durch die weißen Gänge im zweiten Stock. Die zarte Studienrätin schlug die Hände vors gepuderte Gesicht, erstarrte zur Salzsäule und kippte bewusstlos um. Wenig später kniete eine Angestellte neben der Ohnmächtigen und tätschelte ihre aschfahlen Wangen. Die Lehrerin schlug die bebrillten Augen auf und deutete mit zittrigem Zeigefinger auf die Wand. An einem dünnen Klebestreifen baumelte ein Zettel.
„Isch mach misch forrd! „Kumm isch heid net, kumm nit morsche, kumm isch sischer iwwermorsche!“ las die Angestellte. Geistesgegenwärtig zückte sie ihr Smartphone und informierte den Museumsdirektor. „Der Maulaff ist weg!“ stammelte sie. Am anderen Ende der Leitung klappte dem Herrn Direktor die Kinnlade herunter.

Noch bevor Polizeioberrat Bembel vom Raubdezernat am Tatort eintraf, raste die Schreckenskunde in Windeseile durch die galanten Gassen und entfachte einen Feuersturm der Entrüstung:
Dass nicht mit Gold aufzuwiegende Kleinod, der unentbehrliche hölzerne Gaffer, der sich in grüner Bauerntracht und mit schwarzen Schnallenschuhen auf einen mannshohen Knüppel stützt und Maulaffen feilbietet, war das Opfer eines niederträchtigen Kunstraubes geworden!
Es war aber nicht der halbe Daumenabdruck den die SpuSi auf dem Klebestreifen sicherstellte, der Bembel Kopfschmerzen bereitete, sondern das hellbraune Häufchen auf dem Fußboden, welches sich nach chemischer Analyse als Hinterlassenschaft eines gemeinen Nagekäfers entpuppte.
'Welcher Schurke ist so verdorben den sichersten Ort Deutschlands durch ein derart verwerfliches Verbrechen zu entweihen? Hat nicht schon Ludwig II. Aschaffenburg zum Bayerischen Nizza gekürt? Ist nicht die prächtige und propere 'Pforte zum Spessart' berühmt für ihre mediterranen Schäfchenwolken? Und wegen der Friedfertigkeit und Weltoffenheit ihrer Bürger? Welches

Scheusal ist so schändlich eine ganze Stadt zu brüskieren, wo zu Ehren des Märchenkönigs ganzjährig zahllose blau-weiße Wimpel in den schmucken Schrebergärten im milden Südwind flattern? Ist tatsächlich ein gemeiner Nagekäfer der Übeltäter?' Fragen über Fragen stapelten sich so hoch wie der Eiffelturm im Gehirn des rundlichen Kriminalisten.
Umgehend rief der Polizeioberrat die SOKO 'Mauläffchen' ins Leben und beantragte beim Bayerischen Landeskriminalamt Spezialeinsatzkräfte, die jedoch mit der fadenscheinigen Begründung: 'Hat Zeit bis nach dem Oktoberfest!' vorläufig auf Eis gelegt wurden. Wieder waren die Aschaffenburger auf sich selbst gestellt, wie schon in den Wirren der Napoleonischen Kriege.
„Gefahr ist im Verzug. Die Aufklärung des Verbrechens duldet keinen Aufschub“, sagte Bembel in einem Blitz-Bericht der Tageszeitung Main-Echo.

Umgehend beschloss der Stadtrat eine Notstandsverordnung, die auch sogleich in die Tat umgesetzt wurde: Am Mittwochmorgen errichtete die Polizei weiträumige Straßensperren, verhängte ein nächtliches Ausgangsverbot, stoppte die Binnenschifffahrt auf dem Main, stellte den Bahnhof unter Quarantäne, verweigerte dem Flugplatz jegliche Start- und Landeerlaubnis und führte die Visumspflicht für Tagestouristen ein.
Am Nachmittag gründeten die Stadtteile Schweinheim und Gailbach eine uniformierte Bürgerwehr. Die Heerscharen freiwilliger Helfer quartierten sich in der Gaststätte 'Zum Schlappeseppel' ein, um beflügelt vom süffigen Faustbier einen Schlachtplan zu schmieden.
Gegen Mitternacht kursierte das Gerücht, eine sächselnde Schieberbande treibe im Spessart ihr Unwesen. Die Bürgerwehr fürchtete, dass nun auch das letzte Wahrzeichen der Stadt, der 'Aschebersсher Arsch', ein in die Mauer an der Schlossberggasse eingelassener Stein, dem kollektiven Herzen der Aschaffenburger entrissen werden könnte. Drum wurde das steinerne Gesäß rund um die Uhr von einer bis an die Zähne bewaffneten Trutztruppe bewacht.

Im Morgengrauen des nächsten Tages erschien im Internet eine anonyme Schmähschrift: 'Hinterhältige Abiturienten des Kronenberg Lyzeums haben den Maulaff entwendet und irgendwo versteckt!' Eine allgemeine Mobilmachung war die Folge. Während die Kicker des traditionsreichen Fußballvereins 'Viktoria Aschaffenburg' im Sauseschritt die gesamte Rasenfläche des Stadions am Schönbusch umgruben, errichtete der heimische Ruderclub einen Staudamm aus Sandsäcken, der das städtische Flüsschen Aschaff trockenlegte. Leider alles ohne nennenswerten Erfolg!!!
Nur wenige Stunden später ketteten sich empörte und tränenüberströmte Kronenberg

Gymnasiasten an die Betonpfeiler des Rathauses und forderten in lauten Sprechchören Schadensersatz in Millionenhöhe wegen übler Nachrede. Eine herbeieilende Horde wild rasender Wutbürger schrie in gerechtem Zorn nach Lynchjustiz. Nur dem heldenhaften Eingreifen des Oberbürgermeisters und seinem sprichwörtlich geworden Ausruf: „Besonnenheit ist die erste Bürgerpflicht!“ ist es zu verdanken, dass Schlimmeres verhindert werden konnte!

Gegen Mittag erstrahlte endlich ein Hoffnungsschimmer am Horizont. Bobbes, der ehrenamtliche Jagdhund der Suchmannschaft 'Tatzelwurm', hatte auf den 'Streuobstwiesen' einem flüchtenden Landstreicher in die Wade gebissen. Der schnapsnasige Obdachlose führte einen lackierten Wanderstab mit sich, der dem Maulaff-Knüppel ähnelte. Das verdächtige Subjekt wurde in Schutzhaft genommen, doch aus Mangel an Beweisen wieder freigelassen und der liebevollen Obhut der Brüder und Schwestern des Kapuzinerklosters St. Elisabeth anvertraut.

Am Wochenende kamen die Ermittlungen zum Erliegen. Sämtliche Hinweise zerplatzten im Wolkenkuckucksheim der Hirngespinste wie Seifenblasen. Selbst die Kristallkugel der einzig ortsansässigen Wahrsagerin war ratlos. Eine bleierne Schwere lastete auf der Stadt und begrub unter sich die Hoffnung den skandalösen Fall baldmöglichst aufklären zu können.

Polizeioberrat Bembel saß übernächtigt mit gesenktem Kopf, der wie der Zweig einer Trauerweide im nebeligen Herbst herabhing, in seinem Büro und murmelte: „Ohne Kommissar Zufall sind wir verloren!“ Aus düsteren Gedanken weckte ihn der süße Klingelton seines Dienst-Handys.

„Morsche! Een Ascheberscher babbelt nit uff hesse!“ knarzte eine heisere Stimme und legte auf. Bembel stutzte, dann durchzuckte ihn ein Geistesblitz. Er schnappte sich den Zettel mit dem Klebestreifen. „Ich Kleeskobb!“ brummte Bembel und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Das ist ja hessisch, aber auf gar keinen Fall unser untermainländischer Dialekt. - Also ist der Täter im Frankfurter Bahnhofsmilieu zu suchen. Oder schlimmer noch - in Offenbach!“ schlussfolgerte der Aschaffenburger Sherlock Holmes. Doch noch bevor die kriminalistische Spürnase erneut Witterung aufnehmen konnte, stürzte der schweißnasse Museumsdirektor herein und fuchtelte mit einer zerknüllten Notiz in der Luft herum. „Falscher Alarm“, keuchte er. Bembel horchte auf. „Irgendwie war sie weg, dann hat sie meine Sekretärin gefunden und mir auf den Schreibtisch gelegt.“

„Wer war weg?“ hakte Bembel nach.

„Meine Notiz mit dem Vermerk, dass unsere Restauratoren auf dem Konservierungs-Kongress in Florenz sind. Deshalb sollte ein Kollege in Dietzenbach den Holzwurm im Schnallenschuh

bekämpfen."

„Schnallenschuh?" fragte Bembel verwirrt.

„Na, der vom Maulaff", erklärte der Museumsdirektor.

„Wie? Der Maulaff hat einen Holzwurm im Schnallenschuh und befindet sich in Dietzenbach?"

„Ja! Übermorgen bringt der Dietzenbacher den entwurmten Maulaff zurück."

Eine verdutzte Stille trat ein. Dann brach Bembel in schallendes Gelächter aus.

Am Montag war Aschaffenburg wieder ein Hort paradiesischer Harmonie.

Geheime Gedanken des Maulaff

von Kathrin Wiemann

Junge, junge, jetzt hat der Kerl schon wieder daneben geworfen. Wie weit soll ich mein Maul denn noch aufreißen? Die Sonne scheint mir mitten ins Gesicht, die Bäume hier im Park Schönbusch in Aschaffenburg sind zu weit weg um mir Schatten zu spenden und trotzdem stehe ich still wie eine Statue.

Na ja um genau zu sein, bin ich ja auch eine. Statue wäre etwas anmaßend, aber eine Holzfigur bin ich. Darf ich mich vorstellen, auch wenn ich aufgrund meiner nicht vorhandenen Bewegungsmöglichkeiten den Hut nicht ziehe? „Maulaff“ mein Name.

Bei besagtem Sonnenschein stehe ich hier im „Tal der Wiese“ bereit um dem kurfürstlichem Hofgeschlecht und deren Gästen Freude zu bereiten, indem sie mich bewerfen. Der rundliche, älter Herr versucht es nun schon zum achten Male, aber es will ihm nicht gelingen. Das anfängliche Lachen ist aus seinem Munde verschwunden, stattdessen sind dort nur noch verkniffene Lippen zu sehen. Der Herr ist ein hoher Gast und für das politische Geschick wäre es gut, wenn er heiter wäre. Ich sehe die besorgten Blicke der Kurfürstenfamilie, in denen sich Ratlosigkeit spiegelt. Während der werte Gast von neuem zu zielen versucht, geht die jüngste Tochter des Hauses, noch keine sieben Jahre alt, entschlossen auf ihn zu, zieht an seinem Arm und erklärt, dass man bei diesen Windverhältnissen, von einer anderen Stelle aus werfen darf. Gern glaubt das der Gast, geht die Schritte nach vorn und ist nun um einiges näher an mir dran. Nach erneutem Zielen, kommt die Kugel auf mich zu geflogen. Gespannt verfolgen alle Augen am anderen Ende des Platzes den Wurf. Sie fliegt auf mich zu, kommt näher und trifft. Ich spüre wie die Kugel in meinem Maul versinkt, durch meine Innereien rollt und an meinem hinteren Teil unten wieder rauskullert.

Das zufriedene Grinsen des Gastes passt zu den erleichterten Blicken der Hofgesellschaft. Während sich wieder in das politische Tagesgeschäft vertieft wird, geht der Vater an seiner Tochter vorbei und streicht ihr über das Haar.

Die Kleine kommt mir hüpfend entgegen und umschließt mich mit einer herzlichen Umarmung. „Das hast du gut gemacht. Es ist bestimmt nicht leicht immer so still zu stehen und den Mund so

weit aufzusperren.“ Wie gern würde ich ihr antworten und sie dazu beglückwünschen, dass sie wieder einmal geschickt eingegriffen hat. „Das haben wir beide doch gut hin bekommen“ fasst sie meine Gedanken zusammen und läuft zu ihrer Familie zurück.

Nach und nach leert sich der Park als es dämmert. Im orangefarbenen Licht der Abendsonne stehe ich hier. Ich bin nicht allein auf dieser Wiese, ist doch die Natur mit all ihren Lebewesen um mich herum. Doch ich bin allein in meinem Herzen. Tagsüber zeigen mir die fröhlichen Menschen, wie es ist gemeinsam zu leben. Abends krabbeln Ameisen in Gruppen um mich herum um als Einheit Futter zu transportieren und die Amseleltern die im Baum neben mir ein Nest gebaut haben, füttern fleißig ihre Jungen. So ein Glück der Gemeinsamkeit und Freundschaft ist mir nicht bestimmt. Ich versuche mich damit abzufinden, doch ist es schwer und schmerzhaft hier Tag um Tag allein zu sein. Gern hätte ich jemanden an meiner Seite, um mich auszutauschen. Über meine Gedanken zu dem was ich so höre und erlebe. Auch wenn ich nach außen einen einfachen Bauern darstelle, so habe ich doch meine Vorstellungen über das was um mich herum passiert. Da sich in meiner Nähe alle unbeobachtet fühlen, habe ich manches Geheimnis, verschmitzte Pläne und leider auch verzwickte Intrigen mitangehört. Ich wäre ein guter Berater bei all meinem Wissen und meinem harmlosen Äußeren.

„Kann mir der Baron Mergenbaum hinter meine Fassade gucken“, war mein erster Gedanke, als ich hier in dem Schreibzimmer auf Hof Nilkheim gelandet bin. Da wurde ich ohne Vorahnung eines Tages aus meinem Park einfach weg geholt. Verladen, versteigert und hierher geliefert. Nun stehe ich hier in seinem Geschäftszimmer am Fenster. Es stellt sich heraus, dass der Baron nichts von meinem Wissen weiß, denn sein Grund mich hier aufzustellen ist ein deutlich anderer. Hinter der Gardine versteckt, beobachtet er schelmisch, wie draußen die Leute vorbei gehen und bei einem Blick in sein Arbeitszimmer verschreckt zurückzucken, weil sie nicht mit mir gerechnet haben.

Hier kann ich das menschliche Miteinander von der guten Seite erleben. Freiherr von Mergenbaum ist nicht nur verschmitzt, vor allem ist er fleißig und herzensgut. Er hat in all den Jahren sein Hofgut auf- und ausgebaut und sich in verschiedenen Bereichen der Landwirtschaft positiv hervorgetan. Sogar König Ludwig I war neulich zu Gast und saß hier auf dem Stuhl neben mir im Arbeitszimmer. Bei all dem hat Mergenbaum seine Mitmenschen nicht vergessen. In der Not hilft er wo er kann, sorgt für seinen Nächsten und bleibt dabei bescheiden.

Selbst jetzt, nachdem er uns verlassen hat, wollte es nur ein einfaches Begräbnis und vermacht

sein Erbe an Bedürftige. Damit einher geht wieder einmal eine Versteigerung. Was mich wohl als nächstes erwartet?

Eine Frechheit war das, also wirklich!

Dabei dachte ich zuerst, dass ich es ganz gut getroffen hatte, als ich von Gerbermeister Klement Kitz ersteigert und in einen kleinen Park gestellt wurde. Schön war es wieder draußen in der Natur zu sein. Ein präsentes Plätzchen wurde für mich ausgewählt und demnach erregte ich einiges Aufsehen. Damit konnte ich gut umgehen, war es ja auch schon aus meiner Zeit in Park Schönbusch gewohnt. Wie es von mir seit Jahr und Tag erwartet wurde erfüllte ich meine Pflicht, stand still und reglos und erfreute die Menschen.

Aber das ging dann wirklich um Einiges zu weit!

Da kamen doch des Nachts ein paar Burschen, stemmten mich in die Höhe und entführten mich. Aus Jux verschleppten sie mich, trugen mich in ihre Stadt und stellten mich dort auf. So eine Erniedrigung, auch eine Holzfigur hat doch ihren Stolz. An dieser Stelle hätte ich sehr gern ein paar deutliche Worte gesprochen.

Zum Glück war dieser Ausflug nur von kurzer Dauer und ich fand schließlich meinen Platz auf einem Weinberg. Hier habe ich nicht nur ein würdiges Plätzchen, sondern werde auch würdig behandelt. Die Jahre gingen ins Land. Die Zeit verrann, auch für einen Gesellen aus Holz wie mich, viel zu schnell, so dass jetzt schon wieder ein Umzug ansteht.

Als der Wagen kommt und die Männer die Rampe öffnen, weiß ich schon was mich erwartet. Wieder werde ich verpackt, verladen, mit dicken Seilen festgezurrt, so dass sich meine Starre noch unbeweglicher anfühlt. Da auch diese Fahrt ein Ende hat, bin ich bereit zum Abladen und neugierig wo meine neue Heimat sein wird.

Oh, was für einen herrschaftlichen Bau fahren wir da an. Wir halten auf einem Innenhof und ich staune wie groß und erhaben dieses Gebäude ist. Beim Transport über den gepflasterten Hof habe ich das Gefühl, dass das der Platz ist an den ich gehöre. Die Stufen hinauf sind für meine Träger eine Last, aber schließlich ist es geschafft und ich werde auf meine Platz gestellt, ausgepackt und den kritischen Blicken des Museumspersonals ausgesetzt, die mich schon erwartet haben. Nach intensiven Begutachtungen und holzpflegenden Maßnahmen, werden die Leute weniger, Lichter werden gelöscht, Türen verschlossen und es kehrt Ruhe ein.

Es fällt genug Abendlicht durch die großen Fenster, so dass ich mich umsehen kann. Um mich herum entdecke ich Skulpturen und Plastiken, die ab heute zu meinem Zuhause gehören. Mein

Blick fällt auf eine Büste. Ein junger Mann ist abgebildet. Clemens Brentano steht darunter, deutscher Dichter der Romantik. Weisheit spricht aus seinem Blick. Ganz kurz frage ich mich, ob ich eine Bewegung in seinen Augen wahrgenommen habe. Dann weiß ich, dass ich das gefunden habe, wonach ich mich schon lange sehne, einen Freund an meiner Seite.

Die allerdoofste Waffe

von Heinz Kirchner

Der Kurt ist schuld. Der Schwachkopf. Das Geld hätt' ich dringend gebraucht. Und ich bin mir ganz sicher, dass ich gewonnen hätt'. Ganz sicher! 650 Euro für eine Kurzgeschichte. Wo ich doch momentan völlig abgebrannt bin. So eine Nuss, der Kurt, so ein Vollpfosten, so ein Oberdepp!

Das Thema wär'„Mau-Laffe", hat er mir in einer Email geschrieben. Man muss wissen, dass der Kurt ein leidenschaftlicher Legastheniker ist. Aber das hab' ich Dödel nicht bedacht, vielleicht weil mir gleich dieser wunderbare Spruch von Snalo Laskah, der ja eigentlich Pierre Hufschmied heißt, eingefallen ist. Laskah ist ja ein super begnadigter Aphoristiker, muss man wissen. Beispiel? „Lass es zu, selbst wenn der Schmerz dir nicht verzeihen kann." Oder so ähnlich.

Nein, der Spruch ging so: „Die allerdoofste Waffe ist eine schlaffe Löffellaffe."

Das war mein Ausgangspunkt, wobei ich „mau" als eine Art Synonym für „schlaff" gesehen hab'.

Ach so, eine Laffe, eine Löffellaffe ist, Moment, Wikipedia: *„die Laffe (Laffe bedeutet eigentlich die Lippe), oder auch Löffelschale – die Höhlung für die Flüssigkeit"*, also sozusagen das Herzstück eines jeden Löffels. Jetzt stelle man sich vor, die Laffe ist schlaff oder mau. Was würde dann passieren? Genau! In dem Moment, wo ich zum Beispiel beim Suppenessen den gefüllten Löffel, ich meine, die gefüllte Löffellaffe am Löffelstiel natürlich, versuche aus der Suppe zu hebeln, passiert es. Die schlaffe Löffellappe, die mit dem Löffelhals am Löffelstiel verbunden ist, macht wegen ihrer Schlaffheit einen astreinen Abgang. Das heißt, sie „schlafft" quasi nach unten weg und der Laffeninhalt, also zum Beispiel Kartoffel- und Gemüsestücke oder gar Fleischbrocken, landen wieder im Teller.

Das heißt, hätte man - jetzt nur mal angenommen, nur zur Verdeutlichung - keinen anderen Löffel, also einen mit einer nicht-schlaffen, sondern stabilen Löffellaffe, beziehungsweise einem stabilen

Löffelhals, der die Löffellaffe mit dem Löffelstiel verbindet, zur Hand, dann, und jetzt aufgepasst, müsste man die Suppe händisch und trinkend zu sich nehmen. Und dann könnte man das gute alte deutsche Sprichwort „Die Suppe, die man sich einbrockt, muss man auch auslöffeln“ vergessen. Aber radikal vergessen.

Damit, mit diesem Löffellaffenunfall, hätte meine Story angefangen. Ein abrupter Einstieg in eine aberwitzige Geschichte. Mit dem Höhepunkt beginnen sozusagen. Dann das Ganze nach hinten zurückverfolgen und der Schluss natürlich offen. So dass dem Leser der Atem stockt. So hatte ich mir das vorgestellt. Aber nein, der Dödel-Kurt mit seiner blöden Rechtschreibschwäche. Wo ich das Geld doch im Moment dringend brauchen könnte. Ganz dringend sogar.

Ich hab mir dann eine Suppe to go besorgt, das heißt, ich hab dem Typen, ich sag immer Suppenkasper zu ihm, dem Typen vom Suppenladen gesagt, ich würde ne kleine Runde drehen durch die Fußgängerzone und die Schale und den Löffel wieder zurückbringen.

Ein kühler Tag und eine schöne heiße Suppe - Herz was willst du mehr.

Doch dann ging’s Schlag auf Schlag.

Der Typ stand auf einer Art Schemel, beide Hände auf einen langen Stock gestützt, Schnallenschuhe, trachtenähnliche Klamotten. Halblange Lederhose, grober Mantel mit großen Taschen, Hut ... und den Mund ganz weit aufgerissen. Sah das bescheuert aus.

Ich beobachtete ihn geschlagene fünf Minuten. Er machte sein Maul, sorry, seinen Mund, nicht zu. Selbst als ihm eine dicke Fliege über die Unterlippe lief. Es war nicht zu glauben, sowas Bescheuertes aber auch.

Ich war ja nicht der einzige, der diesen Typen ansah. Mindestens dreißig, vierzig Leute umringten ihn. Ja, und dann ging’s richtig ab.

Da war ja noch meine Suppe, die hatte ich total vergessen. Ohne den Kerl auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, tauchte ich den Löffel in die Suppe, hebelte eine Laffe voll Flüssigkeit, Gemüsestücke und Fleischbrocken, ... das heißt, das wollte ich, aber dann passierte es! Die Löffellaffe schlaffte nach unten weg und das Gemisch verteilte sich ziemlich gerecht über mein weißes Hemd.

Der Typ hatte mich die ganze Zeit aus den Augenwinkeln beobachtet. Und genau in dem Moment, als die Löffellaffe wegen des instabilen Löffelhalses nach unten wegschlaffte, klappte der Unterkiefer des Typen genau in die andere Richtung, nämlich nach oben!

Und dann sagte er doch tatsächlich: “Die allerdoofste Waffe ist eine schlaffe Löffellaffe.“, und ließ dann seinen Unterkiefer wieder fallen.

Die Menschenmenge begann zu lachen und zu johlen und zu trampeln. Und dann klatschten alle wie die Besessenen.

Ich aber machte mich auf den Weg zum Suppenkasper, um zu reklamieren. Eine neue Suppe und die Reinigungskosten für mein schönes weißes Hemd. Basta!

Doch vorher hab’ ich den Dödel-Kurt angerufen und ihm gesagt, den Preis hätte ich so gut wie gewonnen, ob er mir denn die 650 Euro vorschießen könnte, ich würd ihm dann 700 zurückzahlen.

Er war einverstanden, denn Kurt ist nicht nur Legastheniker, sondern auch ganz schön blöd.

Dazu fiel mir nur der schöne Spruch von Snalo Laskah ein: „Dass sie statt der erlesenen Laffe des liebreizenden Löffels die zögerlichen Zinken der garstigen Gabel in die erlauchte Terrine der Weisheit tauchen, daran und nur daran, erkennst du die Törichten und Tumben.“

Im Tal der Spiele

von Oliver Etzkorn

Wenn manchmal am Vormittag eine kühle Luft durch das Tal der Spiele zog und die Vögel von den Bäumen herab ihre Lieder sangen, hätte er fast denken mögen, er wäre noch immer im Spessart. Er sog die Luft durch seinen weit offen stehenden Mund tief ein und schmeckte den Wald und die Blüten. Er dachte daran, wie schön es nun wäre, auf den verschlungenen Wegen durch den Park zu spazieren, vielleicht mit einem fröhlichen Liedchen auf den Lippen. Er würde den ganzen Schönbusch abschreiten, vielleicht sogar ein Boot besteigen und ein gutes Stück den See hinausfahren. Doch dann fiel ihm wieder ein, dass er ja keine Knie hatte und gar nicht wusste, wie er sich hätte in ein Boot setzen sollen. Manchmal meinte er geschäftige Geräusche vom nahen Dörfchen oder von den Hirtenhäusern her zu hören, die ihn zur Arbeit riefen, doch auch dorthin zu gelangen war ihm unmöglich. So blieb er an seinem Platze im engen Tal stehen, gestützt auf seinen langen Holzstock, gegründet auf seine Schnallenschuhe, geschützt von seinem Schiffhut, seiner roten Weste, seinem grünen Rock, seiner gelben Lederhose und seinen Wadenstrümpfen. Am frühen Morgen hatte er die Jagdhörner gehört und so blickte er nun voll banger Erwartung immer wieder zu beiden Seiten den Weg hinab. Er wusste, dass sie nach der Jagd gerne noch ins Tal kamen, und wunderte sich, dass seine Kollegen, das Caroussel, das Schaukelspiel, das Kögelspiel und der hölzerne Vogel, noch immer träge dämmerten, so als stehe nicht das Geringste zu befürchten.

Während die Sonne immer weiter den Himmel gen Mittag hinaufwanderte, ihre Strahlen immer mehr über die Baumwipfel her ins Tal der Spiele fielen und es so dort immer wärmer und wärmer wurde, hörte er, wie sie sich ihnen vom Kurfürstlichen Pavillon her langsam näherten. Zum ersten Mal deutlich hörte er sie vom Freundschaftstempel her, von wo er Gläserklang, wilde Schwüre und lautes Lachen vernahm. Kurz darauf hörte er sie vom Philosophenhaus her. Der Ton der Gespräche wurde dort nicht weniger laut, aber doch getragener; alles Gespräch schien immer wieder einen Burschen namens „Russo“ anzulangen, auch hier war bisweilen lautes Gelächter zu vernehmen. Schließlich sah er sie von Süden her scherzend ins Tal der Spiele hereinkommen: drei junge

Höflinge und drei junge Hofdamen, die Herren bekleidet mit den buntesten, die Damen mit weißen, jedenfalls alle mit den feinsten Gewändern; die Damen mit Sonnenschirmen vor der Sonne geschützt. Wie toll rannten die sechs zwischen den inzwischen aufgeschreckten Kollegen hin und her, sich mit jedem von ihnen, dem Caroussel, dem Schaukelspiel, dem Kögelspiel und dem hölzernen Vogel, lautstark, aber nur für eine kurze Zeit beschäftigend, bis eine der Damen „Le plouc! Le plouc!“ krähte und dabei mit dem Finger ihrer weiß behandschuhten rechten Hand auf ihn zeigte. Sogleich kamen sie alle zu ihm herübergelaufen und einer der jungen Herren - er hatte ihn schon öfter im Tal der Spiele gesehen - stellte sich einige Meter entfernt ihm direkt gegenüber auf, während sich die anderen seitlich zwischen ihnen beiden auf dem Boden niederließen. „Nun, Bauer! Heute geht es dir an den Kragen!“ rief ihm der junge Herr zu; er hätte gerne antworten mögen, brachte aber wie immer trotz seines weit geöffneten Mundes kein Wort hervor.

Sein Gegenüber holte aus einer seiner Rocktaschen eine schwarze Kugel hervor, nahm diese in seine rechte Hand und zielte damit auf ihn, während der Rest der Gesellschaft den Atem anhielt und abwechselnd ihn und den Schützen anstarrte. Dieser holte weit aus und warf die Kugel knapp über seinen Schiffhut hinweg, sodass dieser leicht zitterte. Die Gesellschaft johlte auf und einer der Höflinge rannte in den Wald hinein, um dem Schützen seine Kugel wiederzubringen. Dieser versuchte es unter den immer lauter werdenden Anfeuerungen der anderen Höflinge erneut und die Kugel schlug mit einem lauten Krachen an seiner linken, von der Sonne braun gebrannten Wange ein. „Dommage! Dommage!“ kicherten die Damen, während dem Schützen die Kugel wiedergebracht wurde. Der dritte Versuch wäre fast geglückt, doch die Kugel traf diesmal sein Kinn, das groß und kantig hervorstand und die Kugel so abwehrte. „Touché! Touché!“ kreischten die Damen, und die Herren ermunterten den Schützen mit Zureden und Gesten, sein Glück noch ein letztes Mal zu versuchen. Dieser sammelte sich noch einmal, holte tief Luft und nahm Maß. Die Kugel verließ die Hand des Schützen, flog durch die Luft, fand sein Maul, schlug an seinem Gaumen ein, tanzte in seinem Hals ein paarmal rasch hin und her, rollte nach unten durch die Röhre, die seinen Oberkörper durchzog, und trat an der Rückseite seines hölzernen Körpers wieder aus ihm aus, um mit einem kaum vernehmbaren Geräusch auf dem Boden unter ihm zu landen. „Coup de maître! Coup de maître! Coup de maître!“ schrie die ganze Gesellschaft; die Damen und die übrigen Höflinge sprangen auf und rannten zu dem erfolgreichen Schützen, um diesen zu beglückwünschen. Der Schütze lief um ihn herum, nahm seine Kugel wieder an sich, und versetzte ihm auf dem Rückweg zu seiner Gesellschaft einen kleinen Stoß in die Rippen. Als er wieder bei den seinen angekommen war, rief er aus: „Lasst uns nun zum Salettchen weitergehen! Ich habe

dort den déjeuner vorbereiten lassen.“ Die Gesellschaft jubelte und er sah sie, nachdem die drei Hofdamen noch rasch nacheinander den Wiegepavillon betreten hatten, das Tal der Spiele unter lautem Lachen und Gespräch wieder in Richtung Süden verlassen. Er selbst stand weiter an seinem Platze, gestützt auf seinen Holzstock, stumm mit offenem Munde, so wie bevor die Hofgesellschaft das Tal der Spiele betreten hatte, aber mit schmerzender Wange, mit schmerzendem Kinn, mit schmerzendem Gaumen, mit schmerzendem Hals, und sah, wie das Caroussel, das Schaukelspiel, das Kögelspiel und der hölzerne Vogel in der wiedergewonnenen Ruhe und der aufkommenden Hitze des Mittags langsam wieder eindämmerten.

Wenn der Maulaff heute im Schloss Johannisburg von seinem Podest aus in der Dämmerung des Abends die Dammer Porzellanfigürchen in ihren Vitrinen betrachtet, meint er manchmal fast die Hofgesellschaft von damals in einigen von ihnen wiederzuerkennen. Dann geht er, wenn die Besucher nach Hause gegangen sind, stundenlang in den dunklen Gängen des Schlosses spazieren, und manchmal, wenn ihm danach ist, setzt er sich auf die untersten Stufen der Treppe neben dem Eingang, um sich mit Herkules zu unterhalten.

Anke Elsner

Die Grenze

Dieser stumpfe Gesichtsausdruck! Diese Ähnlichkeit! Fiel sie nur mir auf? Interessiert blickte ich in Kurts Richtung, aber seine einzige verbale Reaktion bestand in den Worten: „Meine Güte, irgendwie wirkt der Mann ja ein bisschen dämlich.“ Ich hätte zwar nicht genau diese Bezeichnung gewählt, aber von der Tendenz her sah ich es genauso, bei beiden Männern, dem aus Holz und dem lebendigen neben mir.

Wir standen im Museum von Schloss Johannisburg und betrachteten gerade das geheime Wahrzeichen der Stadt, den „Aschaffenburger Maulaff“. Die fast lebensgroße Holzfigur aus dem 18. Jahrhundert stellte einen Spessart-Bauern in Tracht dar, der mit geöffnetem Mund in die Gegend starrte. Sein Anblick führte mir sehr deutlich vor Augen, mit wem ich gerade meinen Kurzurlaub verbrachte. Obwohl wir erst den zweiten Tag unterwegs waren, fühlte ich bereits eine durch viele kleine Begebenheiten hervorgerufene tiefe Abneigung gegen den Mann an meiner Seite.

Kurt, seit etwa einem Monat mein Lebensbegleiter, hatte den gemeinsamen Wochenendausflug vorgeschlagen, um – wie er es nannte – „uns gegenseitig auf den Zahn zu fühlen“. Allein diese Beschreibung hätte mich warnen

sollen. Meinen Einwand, dass ich wegen einer Hornhautentzündung nicht mitkommen könne und starke Augentropfen nehmen müsse, wischte er mit der Bemerkung weg, ich solle mich nicht so anstellen, schließlich hätte ich ja nichts an den Füßen.

Er wählte als Ziel Aschaffenburg aus, eine Stadt, durch die er schon einmal mit dem Auto gefahren war. Warum das ein Grund für einen Wochenendaufenthalt sein sollte, entzog sich meiner Logik, aber als grundsätzlich friedliebender Mensch willigte ich ein.

Bei unserer Ankunft packte er seine gesamten Wertsachen inklusive Kamera in meine Umhängetasche, mit der Begründung, er sei schließlich gefahren und nun bestünde meine Aufgabe

darin, alle wichtigen Dinge immer parat zu haben. Zu verblüfft, eine schlagfertige Antwort zu geben, rettete ich in letzter Minute das Fläschchen mit den Atropintropfen und fand mich in der Rolle einer Lastenträgerin wieder, die in leichter Schieflage einem kleinen Mann hinterher stürmte, der die Angewohnheit besaß, abrupt zu stoppen, Augen und Mund aufzureißen, um dann sein vernichtendes Urteil abzugeben.

Nicht, dass mir der Ausflug missfiel, im Gegenteil: Am ersten Tag hatten wir bei herrlichem Sonnenschein Aschaffenburgs Altstadt erkundet, die mit ihren liebevoll restaurierten historischen Fachwerkhäusern, den Kirchen und Museen teilweise wie ein Gemälde aus einer anderen Zeit wirkte. Allerdings sah das mein Begleiter ganz anders.

Jedes kurze Anhalten kommentierte er mit Worten wie: „Bloß nachgebaut. Zu kitschig. Total unpraktisch.“ Theoretisch hätte ich mir am ersten Abend bereits ein eigenes Zimmer suchen sollen, praktisch bin ich ein konfliktscheues Wesen, bis zu einer gewissen Grenze.

Am heutigen Tag standen nun die Parks auf dem Programm. Deshalb marschierten wir über die Ziegelbergstraße in Richtung Schlossgarten, vorbei an dem imposanten Pompejanum. Die mediterrane römische Villa, ein Geschenk Ludwigs I. an Aschaffenburg, versetzte mich in eine ganz andere Welt. Während ich noch träumend vor mich hin stolperte, fiel mein Blick kurz zur Seite – auf Kurt: Er lief neben mir, den Mund weit geöffnet, die Augen rund. Es war mir noch nie so aufgefallen, aber er wirkte ausgesprochen beschränkt.

Dieser äußeren Einschätzung folgte dann das verbale Pendant: „Guck dir bloß mal den Bau an, das ist doch völlig absurd, sowas gehört nach Italien. Und die ständigen Renovierungen. Weißt du noch, was ich für mein Dach gezahlt habe? Und jetzt stell dir mal vor, du brauchst dafür historische Baumaterialien.“ Mittlerweile bildete sein Mund einen missbilligenden Strich. Als ich protestieren wollte, hob er abrupt die Hand: „Frauen haben keinen Sinn für das Wesentliche“. In dem Moment stellte ich fest, dass für mich die besagte Grenze fast erreicht war.

Schließlich gelangten wir zum Schloss Johannisburg, dem Wahrzeichen der Stadt aus der Spätrenaissance. Da die

Uhr kurz nach 12 zeigte, ertönte gerade das Charillon der Bronzeglocken aus der Dachgaube des Ostturms. Wieder formten Augen und Mund neben mir drei große Kreise, um sich direkt nach dem letzten Glockenschlag in einen Ausdruck äußersten Missfallens zu verwandeln: „Was für ein höllisches Getöse. Das ist ja schon fast Körperverletzung." Kopfschüttelnd marschierte mein Begleiter weiter, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als ihm rasch zu folgen. Selbst das Einbringen meiner Augentropfen musste ich im Laufen erledigen, da er sich weigerte, anzuhalten.

Im Inneren des Schlosses beeindruckte mich vor allem die Staatsgemäldesammlung. Kurt bestand allerdings darauf, dass wir nach einem kurzen Stopp vor den ersten Bildern die Räume fast joggend durchquerten, da in seinen Augen sowieso alle Heiligen gleich aussahen, „kennst du einen, kennst du alle".

Schließlich landeten wir gemeinsam vor dem „Maulaff". Und hier traf es mich wie ein Blitz: Selbst mit meinen entzündeten Augen erkannte ich eine verblüffende Ähnlichkeit. Der Mann neben mir schien ein Zwillingsbruder der Holzfigur zu sein. Was tat ich hier überhaupt?

Danach ging es noch zu den Korkmodellen – erst runde Augen, runder Mund, dann die Bemerkung: „Korkuntersetzer wären sinnvoller gewesen!" – bis wir schließlich nach etwa 30 Minuten an allem Sehenswerten im Schloss vorbei gerannt waren.

Leicht außer Atem setzten wir unseren Weg fort. Dieser führte uns nun in ein nahe gelegenes Cafe, dessen Außengastronomie glücklicherweise auch Kurt ansprach.

Erleichtert aufseufzend ließ ich mich auf einem der bequemen Stühle nieder. Wir waren die einzigen Gäste. Während ich mit geschlossenen Augen die Sonne genoss, ertönte plötzlich eine weibliche Stimme, die nach unseren Wünschen fragte. Am Tisch stand eine junge Bedienung: blonde Locken, strahlende blaue Augen, perfektes Lächeln. Und Kurt? Genau, Maulaff. Da es ihm die Sprache verschlagen hatte, bestellte ich nach kurzem Blick in die Karte für uns beide: „Zwei Kaffee Spezial, bitte." „Spezial" hieß hier mit einem Schuss Cognac. „Gerne."

Als die Traumfrau fast schwebend im Haus verschwand, blickte ihr mein Begleiter sehnsüchtig hinterher. „So solltest du aussehen." Der geringschätzige Blick in mein schweißnasses Gesicht sprach Bände. „Es gibt doch bestimmt Hormontabletten, die ein derartiges Triefen verhindern."

Jetzt reichte es mir endgültig, die Grenze war überschritten. Nachdem die beiden Tassen dampfend vor uns standen, schlug ich mir plötzlich mit der Hand gegen die Stirn: „Kurt, ich hab etwas

vergessen! Würdest du wohl die Dame bitten, mir Schlagsahne zu bringen? Der Alkohol ist mir sonst zu scharf.“ Nur zu gerne stürmte mein Begleiter in das Cafe.
Rasch nahm ich die fast volle Flasche mit Augentropfen

aus meiner Tasche, entleerte den Inhalt in Kurts Kaffee und saß bei der Rückkehr meines Begleiters bereits wieder gedankenversunken am Tisch. Lächelnd schaufelte ich mir die Sahne auf das Getränk, als mich ein leiser Schrei aufblicken ließ: „Das schmeckt ja scheußlich!“ „Findest du?“ vorsichtig probierte ich nun auch. „Das ist der Cognac. Ruf doch die junge Frau und sag ihr, dass du gar nicht wusstest, wie Cognac mit Kaffee schmeckt.“ „Quatsch.“ Diese Blöße wollte sich Kurt erwartungsgemäß nicht geben. Mit verzerrtem Gesicht leerte er seine Tasse im Rekordtempo.
„Weißt du was, bestell dir doch noch einen ganz normalen Kaffee. Ich geh schon mal vor ins Hotel, mir ist ein wenig schwindelig.“ Ein glückliches Lächeln stahl sich auf sein Gesicht, während er mir eifrig nickend zustimmte.
Zufrieden machte ich mich auf den Weg: Endlich konnte ich meine Zeit in Aschaffenburg genießen, ohne Hast, ohne Nörgelei und vor allem ohne Maulaff, der schon innerhalb der nächsten Stunde dank des Atropins als unbekannter Toter in einem hübschen Cafe enden würde.

Alexander Schrumpf

Der Maulaff

„Mann Mann Mann was für ein Sauwetter“, Peter strich sich eine nasse Haarsträhne aus dem Gesicht, „England soll so schlimm sein, ich finde, Deutschland müsste überdacht werden! Wenn ich an unseren letzten Schottlandurlaub denke, da hat es weniger gepisst.“ “Schatz, du vergisst da was,“ Karin strich ihm beschwichtigend über die feuchte Schulter, “denk an die Mücken und das Essen, da ist mir ein Sommerregen im August in Aschaffenburg lieber.“ Liebevoll nahm er Karin in den Arm und küsste ihr einen Regentropfen von der Stirn. „Da hast Du recht.“

Der plötzliche Wolkenbruch hatte das Paar in das Museum im Aschaffenburger Schloss getrieben. Wenn die beiden auch nicht unbedingt typisches Museumspublikum waren und das Schlossmuseum nicht der Louvre, waren sie hier doch dankbar und mangels Alternativen fröhlich eingekehrt.

„Ach Du Scheiße“ stieß Peter, Karin immer noch im Arm haltend, aus. „Was ist das denn für ein hässlicher Furz ?“ Karin löste sich aus der Umarmung und drehte sich, Peters Blick folgend, um. Entgeistert starrten beide auf eine große Holzfigur in seltsamer Tracht und mit unnatürlich weit aufgerissenem Mund. „Ich kenne das Ding“ sagte Karin, „der heißt Maulaff, so ´ne Art Ascheberger Wahrzeichen, nach dem ist sogar ´ne Kneipe benannt.“ „ Wenn´s da so schmeckt wie der Kerl aussieht essen wir da lieber nicht, da dreht sich mir ja schon vorher der Magen um.“ „Ob es ein lebendes Vorbild für die Statue gegeben hat?“ fragte Peter nachdenklich. „Wenn ja, war es bestimmt ein Riese“ gab Karin zu bedenken „und die Natur war nicht gut zu ihm; Scheußlich der Kerl!“ „Ja“ erwiderte Peter, „ein Gesicht, daß nur eine Mutter lieben kann.“ Er nahm Karin wieder in den Arm und gemeinsam trotteten sie weiter durch die Ausstellung.

Hätten sie die Figur weiter beobachtet wäre ihnen vielleicht bei Peters letztem Satz ein Blitzen in den Augen des „Maulaff“ aufgefallen, wahrscheinlich jedoch nicht. Der Maulaff, oder besser gesagt Karl Maul, wie er damals noch hieß hatte wirklich gelebt. Aber das wussten selbst die Kuratoren des Aschaffenburger Museums nicht. Auch wusste heute niemand mehr, dass man ihn selbst zu Lebzeiten schon als „Maulaff“ beschimpft hatte, wenn auch nur hinter seinem Rücken, doch nun

der Reihe nach…

In der letzten Hälfte des 18 Jahrhunderts herrschte in Aschaffenburg noch der Mainzer Kurfürst. Und das nicht zur Begeisterung der Einheimischen. Die Felder, die Wälder, das Land, betrachtete der Kurfürst als sein Eigen. Worunter besonders die Bauern litten, die ihm regelmäßig hohe Steuern zahlen mussten. Doch damit nicht genug, wurden sie in den weiten Wäldern des Spessarts beim Wildern erwischt, drohten ihnen drakonische Strafen.

Nun kann so ein Kurfürst nicht überall sein, weshalb er sich, zur Durchsetzung seines Rechts, diverser Schergen bediente. Der größte von Ihnen war, der schon erwähnte Karl Maul von dem diese Geschichte handelt. Peter hatte mit seiner letzten Bemerkung Unrecht gehabt. NICHT einmal Karls Mutter liebte ihn. Dies war nicht nur der Tatsache geschuldet, dass er elf Geschwister hatte, nein, er war auch als Kind schon linkisch, fies, skrupellos und immer auf seinen Vorteil bedacht. Nicht gerade sympathisch werden Sie denken, aber sein Charakter passte zu 100% zum Profil seiner Jobdiskription. Tatsächlich war er zur damaligen Zeit fast ein Riese. Wie die Bürger, die unter ihm zu leiden hatten, jedoch stets betonten, war das Größte an ihm (direkt nach seinem Stock) sein Maul.

Die Forderung des Fürsten durchzusetzen war ihm oft nicht genug. Er presste die geknechteten Bauern gern auch ein wenig darüber hinaus. Der zusätzliche Erlös floss natürlich direkt in seine Tasche. Sollten sie sich doch beschweren, das Bauernpack. Wer würde denen schon glauben? Einer war so mutig. Der Baumgärtner Anton, seines Zeichens Schreiner des Dorfes, und bei allen Bürgern hoch angesehen, fingierte quasi als Abgeordneter der ganzen Gemeinde. Hilfsbereit war er, immer bereit seine Mitmenschen zu unterstützen, keiner klopfte vergebens bei ihm an. Auch schlau war er, hatte sich selbst das Lesen gelehrt, er war die große Hoffnung des Dorfes. Als er, im besten Sonntagsrock, beim Kurfürsten vorgesprochen hatte war er wohl sehr überzeugend gewesen, so sehr, dass unser guter Karl sogar zum Kurfürsten zitiert wurde. Das ganze Dorf beobachtete eines Sonntags die Abfahrt des verhassten Eintreibers und zahlreiche Gebete wurden gesprochen. Als zwei Tage später der Maulaff, mit grimmigem, aber leicht süffisantem Blick, wieder ins Dorf ritt war allen sofort klar, dass ihre Gebete entweder den Empfänger verfehlt hatten, oder auch auf der anderen Seite der Leitung ganz einfach niemand anwesend war.

Das Exempel, das Karl Maul an dem braven Anton statuierte, fand kurz danach vor den Augen des gesamten Dorfes statt. Auf dem Markplatz, vor dem Brunnen, stellte er ihn zur Rede. Anton, wie schon gesagt sehr schlau, wusste das Leugnen nicht helfen würde, so ergab er sich in sein Schicksal. Nach einer kurzen Ansprache (stets laut und mit weit aufgerissenem Maul) über die

Sünde des falschen Zeugnisses, und der Verwerflichkeit der Verleumdung, zückt Karl ein Hühnerei aus der Tasche seine grünen Rocks. „Weißt du was das ist Baumgärtner?," schrie er ihn in scharfem Ton an. Anton ließ sich zu keiner Antwort herab und harrte der Dinge die da kommen sollten. „Das sind deine Lügen," fuhr Karl mit einem diabolischen Grinsen fort, die wirst Du nun schlucken!" Obwohl Anton seine Haltung die ganze Zeit über beharrt hatte sprach nun Angst aus seiner Stimme: „Das kann ich nicht, das Ei ist riesig!" (Anm. des Verfassers: Natürlich hatte das Ei nichts mit unseren heutigen genetisch mutierten XXL Eiern zu tun, aber es war doch ein recht ordentliches „M - Ei") „Dann wirst Du an Deinen Lügen verrecken!" zischte Karl.

Das Dorf war schlimmes von dem Eintreiber gewohnt, recht frisch war noch der Schrecken als er den armen alten Holzfäller Hoffmann, wegen angeblicher Wilderei, auf dem selben Platz solange mit seinem schweren Stock bearbeitet hatte, bis er ihn zum Krüppel geschlagen hatte. Aber was die Leute nun mit ansehen mussten übertraf alles bisher da gewesene. Beherzt und mit entschlossenem Blick sammelte Anton seinen Speichel und nahm das Ei in den Mund. Er schloss konzentriert die Lippen und setzte an. Nicht ein Atemzug war von den Zuschauern des Spektakels zu vernehmen. Alle starrten wie gebannt auf Anton. Als seine Augen sich weiteten sah es fast so aus als ob er es schaffen würde. Der Wulst, der sich deutlich an seinem Hals abzeichnete, belehrte sie jedoch eines Besseren. Nicht erst als Antons Gesichtsfarbe von rot auf blau wechselte, war ihnen klar, daß das Dorf nun einen neuen Tischler brauchen würde. Dieser Nachfolger, Antons ältester Sohn, fing mit Tränen in den Augen den letzten Blick seines sterbenden Vaters auf. Neben ihm stand, mit glasigem Blick, der Sohn des verkrüppelten Holzfällers Hoffmann.

Da hier nicht der Rahmen, und schon gar nicht die Zeit, ist, sich weiter mit dem unseligen Leben des Karl Maul zu beschäftigen kommen wir nun zu seinem Ende. Und wer nun von göttlicher Gerechtigkeit sprechen möchte, bedenke die Schicksale der gebeutelten Familien Baumgärtner und Hofmann. Es wäre ja auch früher gegangen. (Man braucht keinen Phaeton um ein Ende zu setzten, ein Käfer tut es zur Not auch) Viel eher möchte ich an die Selbstregularien der Natur glauben. Jeder, sei es der größte Arsch, gerät irgendwann an den Falschen; In diesem Fall besser gesagt an DIE Falsche.

Angela, eine im Wald vor Aschaffenburg lebende Kräuterkundige, mochten den Begriff „Hexe" nicht. Wenn auch das, was sie von ihrer Mutter gelernt hatte, weit über das Brauen von Tränken hinaus ging. Wie eine Hexe sah die attraktive Mittdreißigerin nun auch wirklich nicht aus. Sie lebte, etwas abgeschieden, im Wald und hatte nie Ambitionen gezeigt, in irgendeiner Form in das allgemeine Geschehen einzugreifen. Auch hatte sie Karl, nachdem er sie beim Abziehen eines

Kaninchens erwischt, und der Wilderei angeklagt hatte, mehrfach höflich und eindringlich gewarnt. „Nimm den Hasen, es ist genug für alle da“, hatte sie ihn beschwichtigt. Kurzum, er hatte nicht hören wollen. Und nach dem, was Karl für die vermeintliche Tat von der guten Angela verlangte, bei Weitem das übersteigt, was ich aus Gründen der Scham schreiben kann, (Anm. des Verfassers: ein Ei sollte sie nicht schlucken), platzte ihr der Kragen. Ein paar gemurmelte Worte genügten und Karl Maul würde sich nie wieder bewegen. Steif und hölzern stand er im Wald vor Angelas Hütte. Er würde in den kommenden Jahrhunderten alles sehen und hören können, unfähig zu entkommen.

Seine Odyssee begann als Angela, die nun hölzerne Gestalt, zu den Söhnen Hoffmann und Baumgärtner brachte. „Du hast das Holz geschlagen“ sagte sie und lächelte den Sohn des verkrüppelten Holzfällers an, „und die hast´s geschnitzt“ sagte sie dann, an Antons Sohn gewandt. „Verkauft´s dem Kurfürsten für seinen Park, wird euch ein schönes Sümmchen bringen,“ sagte sie und ging zu ihrem Maultier, das den Karren mit der Statue gezogen hatte. Als sie neben dem Maulaff war flüsterte sie ihm zu: „Viel Spaß für die Zukunft, wer weiß wie lang. Erst mal eine Vierteljahrhundert Eier schlucken, das wird dir gut tun.“

Und tatsächlich 25 Jahre als Wurfspiel des Kurfürsten (er hatte tatsächlich die vermeintlichen Schöpfer des Maulaffs reiche belohnt) war nur der Anfang. Und eines ist sicher, der regnerische Sonntag im August, mit dem unsere Geschichte begann, sollte noch lange nicht das Ende des Maulaffs sein…

Maulaff

Andrea Berwing

„Kommt Kinder, wir wollen auf Reisen gehen.“ ruft die Mutter. Sie hat ein langes weißes Spitzenkleid an und sich eine goldene Krone aufgesetzt. Goldene Schuhe zieren ihre hübschen Füße. Die Kinder, Paul, Marie und Alaff, gerade in einen Streit verwickelt, horchen auf und laufen zum Garten hinter den Toren der Stadt Aschaffenburg. Er ist wunderschön hier, eine kleine Oase für die Familie. Hier wachsen alle Pflanzen in einem wilden Durcheinander, eine Wiese im Quadrat ist angelegt, ein Fluß schlängelt sich durch die Landschaft. Sein klares Wasser lädt so manchen Wanderer zum Trinken ein und zu einem kurzen Badespaß. Gerade regnete es, die Luft ist geschwängert von dem Duft der Lilien und Rosen. Ein kleiner Goldfisch schwimmt in einem rundlichen Glas, mundgeblasen von Herrn Wirth, ihrem Nachbarn. Den Fisch hatte der Vater von einer Reise zur großen Freude der Kinder mitgebracht. Eine Seltenheit. Gerade gibt es frisch gebackenen Apfelkuchen mit Zimt und ein wenig Sahne.

„Wohin?“, fragen die Kinder, etwas atemlos. „Wohin wollen wir reisen?“ Sie klatschen erwartungsvoll in die Hände. „Bis ans Ende der Welt. Bis ans Ende der Welt!“ lacht die Mutter, ob ihres gelungenen Ablenkungsmanövers. Wie hatte sie dieses Gestreite um Nichts satt. „Und wie?“ fragen Marie, Paul und Alaff „und wie sollen wir verreisen?“ „ Wie eine Spinne, wie eine Spinne.“ ruft die Mutter und zeichnet das Spielfeld ab. Sie steht am hinteren Ende und die Kinder zu Beginn, in blanker Vorfreude juchzen sie und reiben sich die Hände. Sie beginnen hinzulaufen zur Mutter, wie Spinnen. Ihre Arme und Beine ragen abwechselnd in die Luft. Plötzlich ein Geräusch. Die Mutter dreht ihren Kopf ein wenig zur Seite und lauscht. Unverhofft blitzschnell lugt sie nach hinten. Die Kinder halten den Atem an. Hoffentlich hat sie mich nicht bewegen sehen, denkt ein jedes von ihnen. „Paul von vorn!“ ruft sie laut und bestimmt. Alaff und Marie bleiben ganz still stehen, ihre Beine und Arme sind so gedreht, wie die Beine einer Spinne, um vorwärtszukommen. Sie dürfen sich jetzt nicht bewegen. Jetzt nicht. Nicht jetzt. Dann müssen auch sie wieder zurück nach vorn. Die Mutter schaut weg, Alaff und Marie laufen weiter als Spinnen. Paul beginnt von vorn. Er holt schnell auf. Die Mutter schaut wieder nach hinten. Alle Kinder zappeln. Jedes verliert

irgendwie sein Gleichgewicht. „Alle von vorn!“ ruft die Mutter, ein bisschen schadenfreudig. Sie versuchen es noch als Elefant und als Gazelle und Krokodil, doch keines von Ihnen schafft es nach vorne zur Mutter. Sie ist zu streng, beim geringsten Geräusch haben sie es vergeigt.

Am nächsten Tag sitzt die Familie im Zug nach Oberhaynzur Großmutter. Der Dampf der Lok steigt auf, die Trillerpfeife des Schaffners lädt die Nachzügler zum eiligen Einsteigen. Dann pfeift der Schaffner ein letztes Mal, der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

„Wo ist das Ende der Welt?“ fragt Alaff seine Mutter, „wo nur wo“? Die Mutter schaut ihn nachdenklich an, „Irgendwo!“ gibt die Mutter leise zurück. Das Ende der Welt, sehnsuchtsvoll schaut sie aus dem Fenster. Marie und Paul beginnen sich zu necken.

Alaff beginnt zu träumen. Er beginnt als eine Ameise, ganz klein möchte er sein und unscheinbar, damit ihn möglichst niemand sieht und er sich durch die Erde in kleinen Löchern, die sich zu langen Tunneln ausweiten können, reisen kann. Er bewegt sich Erdkrümel für Erdkrümel durch die weite lange Welt der langen Tunnel. Um ihn herum ist es dunkel. Alaff wird diese Art der Fortbewegung schnell langweilig, er hat ja auch nur sechs Beine. Die Klauen halten ihn fest auf dem Boden, er spürt eine starke Haftung, jedoch kommt er für seinen Geschmack zu langsam vorwärts. Er möchte schneller sein. Schneller. Und das, bevor seine Mutter wieder nach hinten sieht und er wieder zurückmuss, an den Anfang.

Alaff denkt nach, dann erinnert er sich an den Grünspecht in ihrem Garten. Jedes Jahr brütet er in den alten Bäumen, jedes Jahr baut er für sein Weibchen und sich ein neues Nest. Es ist immer dasselbe Pärchen, das Weibchen ein bisschen farbloser, als das hübsche Männchen mit seinem roten Fleck und dem grünen Federkleid. Das Hämmern gegen den Stamm, so sagt seine Großmutter, läßt die Menschen wissen, folge deinem Herzen. Und auch, daß Grünspechte Ameisen fressen, lässt ihn schnell zu dem Entschluß kommen, in dessen Gewand bis ans Ende der Welt zu reisen. Schnell orientiert er sich um, er zupft an seinem Federkleid. Er sieht sich fliegen über Meere, Wälder, Länder und wieder Wälder und Berge. Abends legt er sich erschöpft im Schutz der Bäume nieder. Raupen und anderes kriechendes Getier fallen ihm vor die Füße, sobald er mit seinem Schnabel gegen Rinden pocht. Er lernt Tiere, die er noch nie gesehen hatte, kennen. Den Adler, daß es ihm Furcht machte, unter seine Fittiche zu kommen. Das Meer läßt sein starkes Herz manchmal fast den Mut verlieren, da er kein Land sah. Tapfer fliegt er weiter. Wo ist das Ende der Welt? Bald ist er es leid, im Gewand eines Spechtes weiterzureisen. Seine Flügel sind der langen Strecken müde und er fühlt sich ein wenig zu klein für die weite große Welt.

Dann entdeckt der Specht unter sich ein noch größeres Getier als den Adler und ist stark

beeindruckt. Schnell läßt er sich auf seinem Rücken nieder und verschmilzt mit ihm. Seine Beine sind jetzt stärker und sein Rücken stabiler. Gelb und schwarz ist sein kurzes Fell. Er ist schneller als der Wind und ehrgeizig. Sein Instinkt lässt ihn schnell jagen und abends liegt er genüßlich an den schönsten Plätzen der Welt. Und die nimmt kein Ende. So lässt es sich gut reisen. Bis ans Ende der Welt. Der Tiger ist leise, so leise, daß seine Mutter ihn bestimmt nicht hört. So wenig wie die Tiere, die er zwischendurch, um seinen Hunger zu vertreiben, jagt. Ein wenig glaubt er nicht mehr an das Ende der Welt, wie soll er sich das vorstellen. Tapfer reist er weiter. Durch Wüstengebiete und Regenwälder. Durch die Sahara und immer weiter, immer weiter. Er ist stark geworden und mutig mit der Klugheit des Herzens und fest auf dem Boden durch die Klauen der Ameise. So besteigt er auch die Berge, die sich wie Mauern vor ihm aufbauen. Ameise, Specht und Tiger und noch immer nicht das Ende der Welt in Sicht. Müde legt sich der Tiger an eine Böschung und hält ein kleines Nickerchen. Reisende soll man nicht aufhalten und so wird ihn seine Mutter bestimmt nicht wieder zurückschicken, bestimmt nicht. Nie wieder lässt er sich zurückschicken, beschließt Alaff.

„Mach den Mund zu, da kommen Fliegen rein.“ die Mutter schaut ihren Sohn streng an. Doch Alaff rührt das nicht, er schaut aus dem Fenster. Er stellt sich vor, er wäre mit klassischem Anzug und großer Sonnenbrille auf die Welt gekommen, so wie der Mann, der sich gerade mit in das Abteil setzt. Dann schaut er an sich herunter und bekommt einen Schreck. Er trägt noch immer die Klauen der Ameisen an den Füßen, denkt er. Er traut seinen Augen kaum, sind sie trübe geworden? Er schaut durch die Fenster des Zuges. Diese sind so blank, daß sich sein Gesicht leise darin spiegelt. Und ganz genau kann er die Silhouetten der Bäume, die sich vor dem Horizont abzeichnen sehen. Schaut er genauer hin, so lachen ihm freudig die mit dem Wind spielenden Blätter zu. Als würden sie ihn dazu auffordern, seinen Augen zu trauen. Die Wipfel der Bäume grüßen den Himmel. Ein Schwarm Vögel fliegt erschreckt hinter einer Baumgruppe auf, um sich unter wildem Geschnatter wieder auf die Erde zuzubewegen. Und so sehen seine Klauen, die er vermeintlich sich angedeihen ließ, aus wie schwarze Schnallenschuhe. Das Federkleid des Grünspechts kleiden ihn mit Weste und Rock. Die gelb schwarzen Streifen des Tigers lassen sich als seine gelbe Lederhose erkennen. Die Wadenstrümpfe reichen ihm bis zu kurz unter den Knien.

Seine Mutter, Marie und Paul staunen Alaff mit offenen Mündern an. Und was bei Alaff Träumerei war, mit offenem Mund wird nun zum Spiegel für sie. Offene Münder schauen sich an. Alaff, ein Maulaff ist geboren.

Der Maulaff

Andrea Harm

Bereits als Kind war der Kurfürst und Erzbischof Josef ein unausstehlich zorniger Geselle gewesen. Er warf mit dem Geschirr um sich, wenn das Essen nicht seinen Wünschen genügte, er biss die Bediensteten, wenn sie nicht schnell genug auftischten und als junger Mann ließ er gar Kammerdiener auspeitschen und Mägde überließ er dem Kerkermeister und seinen Schergen zu deren Vergnügen. Man konnte diesem Herren nichts Recht machen. Was heute gut war, genügte ihm morgen bereits nicht mehr und umgekehrt. Er war ein Tyrann für sein Volk und ein Graus für seine Gegner. Sein Schloss blieb nicht ohne Grund lange von den französischen Truppen verschont.

An diesem Tag im Jahre 1778 war Kurfürst Josef von der Jagd heimgekehrt und erwartete ein üppiges Mahl in seinem kleinen Saal. Mit dreckigen Stiefeln und nach Schweiß stinkend, nahm er an der Tafel Platz und setze den Weinbecher an seine Lippen. Er nahm einen großen Schluck und verharrte dann. Mit aufgeblasenen Wangen prustete er den Wein quer durch den Raum. »Wer hat dieses Zeug an meine Tafel gestellt?« Es klang wie das bedrohliche Fauchen eines Drachen, der gleich Feuer spuckt. Josef erhob sich, nahm den Krug in die Hand und schmiss ihn mit aller Kraft an die Wand. »WER STELLT SO EINE PLÖRRE AN MEINEN TISCH?« Die dunkle Stimme schallte durch die Flure. Josef fegte alle Becher vom Tisch, stürmte auf die Tür zu und riss diese auf. Er brüllte nach seiner Küchenmagd Agnes und dem Kammerdiener Jakob, aber keiner war zu finden. Als Josef durch die langen Gänge des Schlosses polterte und sich die Seele aus dem Leib schrie, merkte er, dass es wie ausgestorben war. Er blieb stehen und lauschte. Eine ganze Weile stand er einfach nur ruhig da, während sein Blut überkochte. Die Wut stieg mit jedem Herzschlag. Ein rascheln ertönte hinter einer der hohen Ritterfiguren, die diesen Teil des Flurs säumten. Mit einer blitzschnellen Bewegung drehte er sich um und stand vor der Statue hinter der das Geräusch zu hören war. Agnes blickte ihren Herren ängstlich an. Ehe sie etwas sagen konnte, zerrte dieser die Magd hinter der Statue hervor und holte aus. Er verpasste ihr eine saftige Ohrfeige und Agnes spürte wie Blut in ihrem Mund zusammen lief. Dann wurde ihr schummrig. »Verdreh nicht die Augen du Mistkröte. Was hast du dir mit dem Wein gedacht? Los, sprich du nichtsnutziges

Weibsstück!« Die Stimme dröhnte Agnes durch den Kopf. Der Kurfürst ließ die Magd an Ort und Stelle auf den spiegelglatten Marmorboden fallen und verpasste ihr einige heftige Tritte. »Wenn du mir noch einmal so eine Zumutung auf den Tisch stellst, lass ich dich zum Kerkermeister bringen.« drohte der Kurfürst seiner Magd und stapfte weiter brüllend durch sein Schloss.

Agnes saß später in der Küche mit einem kühlen Tuch am Kopf, als es an der kleinen Türe klopfte. Ein alter Mann stand an dem Dienstboteneingang und bat um Obdach. Er sei ein Wanderprediger der auf seinem Weg eine Pause einlegen möchte. Der Wagen, den er einst besaß, wurde ihm geklaut und nun war er zu Fuß auf dem Weg durchs Land. »Manche Menschen sind gütig und bieten mir eine heiße Suppe und ein Strohlager wenn ich ihnen die Beichte abnehme oder ihre Kranken in meine Gebete einschließe. Nun sind meine Schuhe aber bereits so durchgelaufen, dass ich schon Löcher in den Sohlen habe. Vielleicht hat Euer Herr die Güte und schenkt mir ein Paar abgenutzte von sich.« Hoffnungsvoll schaute der Prediger in Agnes geschundenes Gesicht und wartete auf Ihre Antwort. »Nun, was meint ihr? Kann ich Eurem Herrn mit einem Gebet milde stimmen?« Agnes rang mit sich und knotete Ihre Schürze verlegen zusammen. »Nun, Vater, es ist so, dass unser Herr nicht sehr aufgeschlossen gegenüber Fremden ist.« Ein dicker Kloß bildete sich in Agnes Hals und sie bekam schlecht Luft. »Mein Kind, wer hat dir das angetan und was bedrückt dich so? Komm setz dich und sprich mit mir.« Der Prediger bedeutete Agnes sich neben ihn auf die Bank zu setzen und schaute sie dann geduldig an. Agnes berichtete zögerlich von den Gräueltaten ihres Herren und nach den ersten Sätzen sprudelte es einfach aus ihr heraus. Der Wanderprediger hörte geduldig zu, murmelte hier und da ein verständnisvolles hmm oder mhm und lies Agnes einfach reden. Der Mann konnte sich mittlerweile ein Bild von dem jähzornigen Kurfürsten machen und als Agnes sich beruhigt hatte und mit Ihren Erzählungen abschloss, sagte der Prediger zu ihr »Mein Kind, der Herr wird dir ein Licht in deiner schlimmen Stunde sein. Vertrau auf ihn und er wird dir Trost spenden. Ich werde mich auf ein Wort mit deinem Gebieter treffen. Richte ihm aus, dass ich ihn in seinem Saal zu sprechen wünsche.« Agnes wurde leichenblass und wollte diese Bitte ausschlagen, aber der Prediger versicherte ihr, dass sie keine Angst haben brauche und ihr nichts mehr geschehen würde.

Agnes tat wie der Prediger ihr geheißen hatte und lies nach dem Kammerdiener Jakob schicken. Sie trug ihm auf, dem Kurfürsten Josef den Besuch des Priesters anzukündigen. Jakob ging mit weichen Knien zu seinem Herren. Es dauerte keine drei Wimpernschläge und die Stimme des Kurfürsten dröhnte durch die Schlossmauern »Er lässt WAS? Er lässt ausrichten mich zu treffen? Ein Fremder in MEINEM Haus macht mir Vorschriften?« Jakob kassierte einen heftigen Tritt auf den

Allerwertesten, sodass er vornüber auf den Boden fiel und sich das Kinn hart aufschlug. Josef packte Jakob und zerrte ihn am Kragen, wie einen Mopp, über den Boden. Mit blutendem Gesicht flehte er seinen Herren an, ihn doch los zu lassen aber dieser hörte ihn nicht. Er war zu sehr mit seinen Schimpftiraden beschäftigt und donnerte seinen Unmut heraus und verlangte, dass der Wanderprediger sofort zu ihm kommen solle. Er beschimpfte alle so sehr, dass selbst dem Teufel die Worte peinlich gewesen wären.

Als Kurfürst Josef um die Ecke in den Nordflügel abbog und immer noch Jakob hinter sich herzog, stand der Prediger in der Mitte des Flures. Es war die Stelle des Flurs, an der Agnes sich früher am Tag hinter den Rittern versteckte. »Hier bin ich mein Herr. Was erzürnt Euch so sehr, das Ihr unschuldige quer durch Euer Schloss schleifen müsst bis diese bluten?« Der Priester schaute Josef spöttisch an. Mit einem wütenden schnauben, lies er von Jakob ab und schritt auf den Priester zu. »Was wagst du dich, du Wanzensack?« zischte er. Der Prediger aber lächelte nur gütig. Das machte Josef noch wütender. Er tobte und stampfte und brüllte seine Worte dem Prediger feucht ins Gesicht. Er nahm einen der Stöcke, die an den Ritter-Statuen lehnten und wollte dem alten Mann eine Tracht Prügel erteilen, als dieser eine Handbewegung tat und mit fester Stimme sagte: »Schätze die Menschen und ihre Taten, schätze ihre Worte und ihr Sein sonst bleibst du ewig starr wie ein Stein!« Der Kurfürst erstarrte auf den Stab gelehnt. »Was ist… Was soll das? Was hast Du getan? Warum kann ich mich nicht rühren? Du TEUFEL! « Josef spie ihm seine Worte wie Gift entgegen. Der Prediger aber lächelte weiterhin, machte wieder eine kurze Handbewegung und es kam kein Wort mehr aus dem Mund des Kurfürsten. Er öffnete und schloss den Mund und sein Kopf blitzte in allen Farben vor Wut aber es kam kein Laut heraus. Der Prediger sagte: »Schätze die Menschen und ihre Taten, schätze ihre Worte und ihr Sein, unn jetz´ hälste dei Maul, du Aff!« Stille legte sich über das Schloss. Aus den Verstecken krochen die Bediensteten und schauten verwundert auf Ihren Herren. Dieser stand nun stocksteif auf den Stab gelehnt, mit weit offenem Mundwerk auf dem Flur, verwandelt in eine Holzfigur die bald als „Maulaff“ bekannt wurde und von nun an von einem Bürger zum nächsten weiter gereicht wurde um seine Dienste zu tun. Dem einen als Fensterwächter und dem anderen als Spielfigur, dem nächsten als Türdiener und wieder dem anderen als Verschönerung der Halle zu dienen, war wahrlich nicht im Sinne des Kurfürsten. So kommt es, dass, wenn man nachts angestrengt lauscht, man heute noch das leise Wüten in dem Holzmännlein hören kann.

SURVEY

Andrea Lydia Stenzel

Die Luft war eine unsichtbare Wand. Man stieß mit dem Kopf daran. Sie war eine Glocke, die über einen gestülpt wurde. Je länger man darunter stand, desto mehr hatte man das Gefühl zu ersticken.

Ringsum standen die Bäume so hoch, dass es Isa vorkam, als wäre sie in einer Kirche. Sie wischte mit der Hand ein brummendes Insekt aus ihrem Blickfeld. Rechts erkannte sie Orchideen. Nicht das, was sie zu Hause im Supermarkt als Orchideen kaufte, sondern handtellergroße Blüten in unglaublichen Formen und Farben. Manchmal wusste sie nicht, ob es Blumen oder Vögel waren, denn auch die Vögel glichen auf den ersten Blick riesigen Blüten.

Isa hatte Mühe, Vossen zu folgen. Alles lenkte sie ab, die Farben, die Gerüche, die Geräusche. Obwohl kein Wind wehte, raschelten unentwegt die Blätter. Zwischen den Blättern bewegte sich etwas. Sie erkannte eine kleine, haarige Hand, einen gekrümmten Fuß…

Professor, wisperte sie.

Ruhe, murmelte Vossen, ohne sich nach ihr umzudrehen. Er suchte in diesem Teil des Dschungels nach Zwergseidenäffchen. Die winzigen, kaum hundert Gramm schweren Tiere nährten sich vom Saft des Gummibaums. Mit seiner Polaroid-Kamera hatte Vossen in den letzten Jahren unzählige Fotos von angenagten und vernarbten Baumrinden gemacht. Er wollte beweisen, dass die Tiere nicht nur jenseits des Flusses, sondern auch auf dieser Seite zu finden waren. Da er vom Institut keine Gelder bekam, setzte er seine Forschungen in den Semesterferien auf eigene Faust fort, nur mit einem Messer im Gürtel, seiner Polaroid in der Tasche und einer ständig wechselnden Assistentin an seiner Seite.

Für Isa war es der erste Job nach fünf Jahren Arbeitslosigkeit.

Es raschelte wieder. Neugierig hob sie den Kopf. Mitten zwischen den Blättern einer bananenähnlichen Pflanze hockte ein winziger Affe und starrte sie an. Als sie nähertrat, verschwand er.

Professor, sagte sie.

Diesmal drehte Vossen sich zu ihr um.

Meine liebe Isa, sagte er, wenn Sie dauernd so rumschreien, muss ich Sie zum Hotel zurückschicken. Dies ist kein Urlaub, sondern eine Exkursion.

Aber Professor…

Es reicht, Isa.

Isa schwieg. Sie schwieg den ganzen Tag lang, und weil sie Vossen grollte, erzählte sie ihm nichts von den winzigen Affen, die zwischen den Bananenblättern (oder was immer es war) aufgetaucht waren. Die possierlichen Tiere mit dem goldgrünen Fell hatten ihnen mit offenen Mäulern und weit aufgerissenen Augen hinterhergestarrt, als sie sich mühsam ihren Weg durchs Dickicht gebahnt hatten.

Am Abend tranken sie Zuckerrohrschnaps auf der Veranda des Hotels. Das auf Stelzen gebaute Gebäude aus Bambus erinnerte Isa an das Baumhaus, das sie als Kind mit ihrem Bruder zusammen im Garten ihrer Eltern gebaut hatte.

Vossen kratzte sich am Kopf.

Ich verstehe das nicht, sagte er. Die Rinde zeigt eindeutige Zahnabdrücke. Trotzdem haben wir auf dieser Seite des Flusses noch kein einziges Exemplar des Zwergseidenäffchens zu Gesicht bekommen. Es ist zum Verrücktwerden! Nehmen Sie sich noch was von der Mango, Isa. Das einzige, was Sie hier unbedenklich essen können.

Isa mochte keine Mangos. Der Kern im Innern erinnerte sie an die Sepiaschalen, die sie ihren Wellensittichen zum Wetzen der Schnäbel gab.

Wir versuchen es morgen weiter südlich, fuhr Vossen fort. Aber wenn wir auch dort kein Glück haben – unser Geld ist fast alle. Dieses Land ist verdammt teuer geworden.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Vielleicht habe ich mich geirrt, murmelte er.

Vielleicht bleiben die Äffchen lieber in Deckung, schlug Isa vor.

Wenn es hier welche gäbe, müssten wir sie doch längst gesehen haben, rief Vossen unwirsch.

Isa blickte erschrocken auf. Vossens Wangen waren gerötet. Auf seiner Stirn standen winzige Schweißtropfen. Seine Augen irrten eine Weile wie suchend umher, bis sie auf ihrer Gestalt hängenblieben. Er musterte sie ungeniert von oben bis unten. Seine Züge entspannten sich und wurden weich.

W-wissen Sie eigentlich, dass Sie eine verdammt hübsche Frau sind, Isa, fragte er.

Isa seufzte.

Sie wusste genau, dass sie alles andere als hübsch war. Im besten Fall konnte man sie anziehend nennen. Wenn Vossen sie hübsch fand, musste er einiges intus haben.

Ich gehe ins Bett, Professor, sagte sie.

Schon? Na, dann, gute Nacht! Verschlafen Sie nicht. Punkt sieben geht es wieder los.

Isa war noch nicht müde. Sie öffnete das Fenster in ihrem Zimmer und blickte hinaus. Die nächtlichen Stimmen des Urwalds klangen gedämpfter als die des Tages. Als hätten sie die Tonart gewechselt. Von Dur zu Moll. Isa legte den Kopf auf den Sims. Vor dem Fenster stand ein hoher Baum mit breiten Blättern und grünen Früchten, die aussahen wie Mangos. Der Baum gefiel ihr. Sie blickte ihn an und lächelte. Da schlug er die Augen auf und blickte zurück. Erschrocken fuhr Isa hoch. Dann entdeckte sie die Affen. Sie hockten überall in den Zweigen und gafften. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Mäuler geöffnet.

Zwergseidenäffchen, wisperte sie. Ich muss Vossen Bescheid sagen.

Sie lief zum Zimmer des Professors.

Professor, rief sie und hämmerte gegen die Tür, wachen Sie auf.

Was zum Teufel ist denn los?

Ich habe sie gesehen, die Zwergseidenäffchen.

Sind Sie betrunken, Isa?

Ein ganzes Heer von Zwergseidenäffchen, Professor.

Sie hörte, wie im Zimmer Licht gemacht wurde. Dann ein Poltern, ein Fluchen, und im nächsten Moment stand Vossen im seidenen Morgenmantel vor ihr.

Wo sind sie, fragte er.

Im Mangobaum.

In welchem Mangobaum?

Der vor meinem Zimmer steht.

Er folgte ihr in ihr Zimmer und starrte auf den Baum.

Das ist doch kein Mangobaum, Isa. Und da sind auch keine Affen. Haben Sie mich etwa der schönen Aussicht wegen geweckt?

Isa starrte auf den Baum, aus dem jetzt kein einziges Augenpaar zurückstarrte.

Ich verstehe das nicht, murmelte sie.

Der Professor musterte sie kühl. Es war offensichtlich, dass er sie jetzt alles andere als hübsch fand.

Sie sind die unfähigste Assistentin, die ich je hatte, Isa. Es ist besser, Sie packen Ihre Koffer und fahren nach Hause.

Aber…

Gleich morgen.

Als er gegangen war, blickte Isa noch lange mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen ins Dunkel der Nacht.

Niemand blickte zurück.

Am anderen Morgen brach Vossen ohne sie auf. Isa frühstückte in aller Ruhe. Es war das erste Mal, dass sie Zeit hatte, ihr Frühstück zu genießen. Dann packte sie ihren Koffer. Im Grunde war sie nicht überrascht. Sie hatte vieles ausprobiert, doch am Ende war sie immer gescheitert. Wenn sie hübsch gewesen wäre – aber sie war nicht hübsch.

Der Fahrer wartete bereits.

Sie gefeuert, fragte er mit trauriger Miene.

Isa nickte.

Wie heißen die Affen, die dort im Baum wohnen, fragte sie und deutete auf den vermeintlichen Mangobaum.

Baram nannte einen Namen, den sie nicht verstand.

Was heißt das übersetzt?

Der Fahrer öffnete den Mund und riss die Augen weit auf. Dann brach er in Lachen aus. Die Affen immer so machen, sagte er. Darum so heißen.

Isa nickte.

In Deutschland nennen wir das „Maulaffen feilhalten“, sagte sie.

Maulaffen?

Isa nickte.

Es bedeutet „offener Mund“ und hat mit Affen nichts zu tun, erklärte sie.

Maulaffen, murmelte Baram, als wolle er das Wort auf der Zunge schmecken.

Isa betrachtete den Baum. Sie dachte daran, wie Vossen tagelang vergeblich durch den Dschungel gestreift war, während die Zwergseidenäffchen, die er suchte, die ganze Zeit hinter den Blättern gehockt und sie auf Schritt und Tritt beobachtet hatten.

Im Grunde war es ein Witz.

Zu Barams Erstaunen musste sie lachen, als er ihr nun den schweren Koffer abnahm und die

Wagentür öffnete. Sie lachte auf dem Weg zum Bahnhof und hörte auch im Zug nicht damit auf. Sogar während des Fluges lachte sie noch, allerdings lautlos, denn das Lachen war nach innen gekrochen.

Es hatte sich in ein Lächeln verwandelt.

Es verschwand auch in den nächsten Jahren nie ganz aus ihrem Gesicht, das keiner im nüchternen Zustand hübsch genannt hätte, und vielleicht war das der Grund dafür, dass die Leute bisweilen mitten auf der Straße stehenblieben und ihr mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen hinterherblickten, wenn sie vorüberging.

Missing Holz-Olaf

Andreas Bösche

Olaf ist gegangen, vor einem Jahr schon. Seitdem herrscht in „Onno´s Corner“ Dürre. Körperlich haben Miro und ich bei Onno nichts auszustehen. Die Bewässerungskette ist gesichert und außerdem bietet uns „Onno´s Corner“ einen bewährten Schutz gegen alles Unbill, was da draußen dräuen mag. Unsere Körper leben gewissermaßen in selbstgenügsamer Autarkie, doch in unseren Köpfen sieht es seit nunmehr 12 Monaten anders aus. Olaf ist gegangen. Unser Olaf, der Holz-Olaf. Eines Abends blickte er sich in der leeren Kneipe um, sah uns an und sagte: „Macht´s gut Jungs, Zeit, dem Nachwuchs eine Chance zu geben!“ Lange haben wir gerätselt wie dieses mysteriöse Vermächtnis zu verstehen sei. Vielleicht als prophetische Verheißung im Sinne von: Einer wird kommen und meinen Platz in eurer Mitte einnehmen? Oder sah Olaf etwas weitaus Bedrohlicheres voraus, nämlich den endgültigen Untergang unserer Thekengemeinschaft? Holz-Olaf wäre alles zuzutrauen. Sei´s drum, mit seinem Abgang versiegte jener Quell, der unsere lethargischen Gemüter so zuverlässig belebte. Was blieb, war die große Dürre und deren Sound klingt heute Abend in etwa so:

„Regnet ja Bindfäden draußen!“ Schweigen. Im Thema gefangen, lege ich nach: „Wenn das so weitergeht, müssen wir nachher nach Hause schwimmen!“ Peinliches Schweigen. Miro und Onno starren in ihre Gläser. Ich starre mit. Kollektives Schweigen. Dann greife ich zum Glas.

Die beiden haben ja recht, denke ich. Dass ich so etwas Banales wie einen Regenschauer überhaupt erwähne, zeigt doch nur, wie sehr uns Olaf, unser Licht im Dunkeln, fehlt. Momentan scheint bei Onno alles fort zu rinnen wie die dicken Tropfen, die hinter Miros Rücken an der Fensterfront zerplatzen, um sich in langen Schlieren ihren Weg hinunter Richtung Gully zu bahnen. Miro und ich kommen trotzdem immer wieder, schließlich können wir unseren Wirt nicht im Stich lassen, doch die ganze Wahrheit nimmt sich weit weniger selbstlos aus. Wir wissen schlichtweg nicht, wo wir sonst hingehen sollten. Immerhin, kampflos ergeben wir uns nicht. Miro, schnauzbärtiger Ex-Wirt der Grillstube Sarajevo, unternimmt einen nächsten Versuch, das lähmende Schweigen zu überwinden: „Die letzte jugoslawische Fußballmannschaft, wisst ihr

noch?“

Doch der einstige Gastronom und stolze Nachwuchsbetreuer des ehemaligen Gastarbeiterclubs „FK Jedinstvo“ könnte genauso gut mit dem gewaltigen Pfeiler sprechen, der ihm gegenüber aus der Theke wächst. „Apropos“, murmele ich und werfe einen scheuen Blick auf einen verwaisten Hocker neben der Holzkonstruktion. Abend für Abend fand Olaf sich dort ein, erklomm seinen Stammplatz und ließ sich unter einem ächzendem „Kaiserwetter“ auf den Barhocker fallen. Damit war das magische Wort gesprochen, der Abend konnte beginnen, mochte es draußen hageln, stürmen oder schneien. Olafs Kaiserwetter umarmte uns, war ein verbindendes Gefühl und kein stümperhafter Kommunikationsversuch eines Aushilfswetterfrosches wie mir. Sein Ritual vollzog sich immer gleich. Olaf zeigte auf die Flasche mit der Aufschrift „Onnos Spezialmix“ und zündete sich eine Zigarette an. Die brennende Kippe im Dauerbetrieb zwischen den halbgeöffneten Lippen balancierend schien er im Laufe einer Thekenschicht vor unseren Augen mit dem Holzpfeiler zu verwachsen. Zugegeben, ein ungünstig gealtertes Mondgesicht, das allabendlich unter Zurhilfenahme von „Onnos Spezialmix“ offenen Mundes in eine hölzerne Dauerstarre fällt, verspricht eine eher flache Inspirationswelle. Doch bei Holz-Olaf ging es nicht um Ästhetik, sondern um Wirkung und die war unschlagbar. Sein offener Mund hauchte selbst dem Pfeiler Leben ein und ließ Miro von jugendlichen Ausnahmespielern und legendären Matches in Belgrad, Zagreb und Skopje schwärmen. Und jetzt, ohne Olafs Odem, ist der Pfeiler wieder das, was er eigentlich ist: Totes Holz. Das wird Miro, der immer noch verzweifelt auf eine Reaktion hofft, gleich zu spüren bekommen. „Lass mal gut sein“, mault Onno hinter dem Zapfhahn hervor und stellt Miro eine frische Halbe hin. Schicksalsergeben tauchen Miro und sein buschiger Schnäuzer in die herbe Hopfensee ab. Das Geheimnis der letzten jugoslawischen Mannschaft versinkt mit ihnen. Ich ertappe mich dabei, wie ich unbeteiligt in den Regen hinaus gaffe, der sich mittlerweile zu einem waschechten Gewitter ausgewachsen hat. Endzeitstimmung in Onno´s Corner!

„Zeit, dem Nachwuchs eine Chance zu geben!“ wiederhole ich nachdenklich Olafs Vermächtnis. Ach Olaf, wir haben es redlich versucht. Im Laufe eines Jahres kamen manche, um deinen Platz zu besetzen, doch im Schatten des Holzpfeilers konnten sie nicht bestehen. Unerträgliche Selbstdarsteller, die uns mit neuen Themen füttern, uns gar unaufgefordert aus ihrem verkorksten Leben erzählen wollten. Sie blieben meist nicht lange. Seit Du gegangen bist, singen wir unsere alten Lieder wieder allein; stumm und im originalen Tongeschlecht, nämlich in Dunkel-Moll. Scheitern mal ganz anders. Nicht als Chance, einfach als Scheitern. Ich ordere einen Trauerschluck.

Wer hätte gedacht, dass uns Holz-Olafs wortarmer Zauber so wichtig war? Olaf und sein Pfeiler

schwiegen im Doppelpack, wurden mehr und mehr zu einer holzschnittartigen Einheit, ihr offener Mund vom Schein der Zigarette erhellt. Im Monolog mit Holz-Olaf lud Miro seine Nachwuchskicker zu Ćevapčići und anderen Köstlichkeiten ein, selbst dann noch als das Feuer in der Grillstube Sarajevo schon längst erloschen war. Auch ich, im wahren Leben ein von unzähligen Schützenfesten schwer gebeutelter Lokaljournalist, lief im Schein von Olafs Kippe zu euphorischen Höhenflügen auf, fabulierte von innovativen Reportagen und einer glänzenden Zukunft als angesagter Autor hintergründiger Regionalkrimis.

Bis heute weiß übrigens keiner von uns, was Olaf eigentlich außerhalb unseres abendlichen Schauspiels so trieb. Kein Wunder, mit Ausnahme seiner Einsetzungsformel brauchte er nie etwas zu sagen außer, wenn es unbedingt nötig war. Plötzlich kommt mir der beunruhigende Gedanke, dass wir alle nur noch wegen seiner letzter Worte hier sind. Immerhin hat er uns etwas versprochen! Exitus oder Neuanfang, das wird, wie bei jedem anständigen Orakelspruch, die Zukunft zeigen. Nur, dass die schon längst eingeläutet ist, durch einen Doppelschlag aus Gewitterdonner und Onnos Raunzen: „Ich glaube, ich mach´ den Laden demnächst dicht!“ Onno klingt, als meinte er es wirklich ernst. Und was tun wir? Beknien wir ihn, es sich noch einmal zu überlegen, an unsere jahrelange Gemeinschaft zu denken? Mitnichten. „Der Anfang vom Ende“, flüstere ich und und nehme geistesabwesend eine unförmige Silhouette war, die sich draußen vor dem Fenster den Wassermassen entgegen wirft. „Nächsten Monat mach' ich zu!“, konkretisiert Onno seine Hiobsbotschaft, „das bringt doch alles nichts mehr!“. Mit leerem Blick schauen Miro und ich aneinander vorbei zu dem hölzernen Pfeiler. Unsere Welt droht in einem Finale furioso aus Blitz und Donner unterzugehen, das weiter anschwillt, als sich hinter mir die Tür öffnet und ein unangenehmer Windzug durch den Schankraum pfeift. Ich drehe den Kopf. Das Unwetter treibt einen Fremden in die Gaststube. Die Gestalt vom Fenster. Sein Outfit, Taxifahrerweste, abgewetzte Tag-für-Tag-Jeans und durchweichte Lederslipper, bildet mit uns eine modische Schnittmenge. Konsterniert wie wir sind verfallen wir in gewohnte Muster und sagen erst mal gar nichts. Durch die misstrauische Stille hindurch durchquert der Neuankömmling mit quatschenden Schritten den Schankraum. Unter einem keuchenden „Sauwetter“ lässt er sich neben dem Holzpfeiler nieder und scheint eher die Atmosphäre am Zapfhahn als das Unheil da draußen zu meinen. Dann stellt er Blickkontakt zu Onno her und zeigt auf den Spezialmix. Onno knallt ihm das Glas hin. Der Neue nimmt einen Schluck, lässt ein Feuerzeug aufschnappen und lehnt sich, die glühende Kippe zwischen den Lippen, an den Pfeiler, ganz ohne Worte. Danke Olaf!

Frau Körner (Der Maulaff)

Angelika Neumann

Frau Körner war eine mustergültige Hausfrau von drei Kindern, die nicht nur ihren Haushalt im Griff hatte, sondern auch ihre Kinder unter Kontrolle wusste. Sie duldete keine Widerrede von ihren Kindern, keine Unordnung im Kinderzimmer und keine Nachlässigkeit in den schulischen Aufgaben. Ansonsten ließ sie den Kindern ihre Freiheit, zumindest was die sportliche und kulturelle Betätigung betraf. Der Mann war Fernkraftfahrer und die ganze Woche unterwegs. So hatte sie mehr oder weniger das Alleinerziehungsrecht über die Kinder. Hatte sie ihre häuslichen Arbeiten verrichtet und die Kinder versorgt, schaute sie gern aus dem Fenster. So entging ihr nichts, was in der Nachbarschaft passierte. Ihre Beobachtungen teilte sie dann auch gern anderen mit, wobei das, was sie mitteilten, nicht immer sehr schmeichelnd war.

Die älteste Tochter vorn Frau Körner, Anne-Marie war 15 Jahr alte und hatte seit kurzen einen festen Freund. Ein Junge aus der 11. Klasse. Heimlich traf sie sich mit ihm im nahe gelegenen Park, da die Mutter davon nichts wissen durfte. Frau Schulte eine Nachbarin beobachtete eines Tages, wie die Beiden, na sagen wir, in nicht gerade anständiger Pose miteinander verschlungen, auf dem Rasen lagen.

Nun muss man wissen, dass Frau Schulte die Frau Körner nicht leiden konnte, weil sie üble Nachreden über ihre Tochter in der Nachbarschaft verbreitet hatte, nur weil ihre Tochter mit 17 Jahren Mutter geworden war. Das war nun ihre Gelegenheit, sich an Frau Schulte zu rächen. Allen in der Nachbarschaft erzählte sie von ihrer Beobachtung im Park, außer Frau Körner. So hatten bald alle davon Kenntnis, außer eben Frau Körner. Die war nach wie vor von ihrer guten Erziehung der Kinder überzeugt, was sie auch gen allen mitteilte, vor allem, was ihre Große betraf, in Anspielung der frühen Schwangerschaft von Frau Schultes Tochter.

Das besagte Treffen, bei dem Frau Schulte Zeugin gewesen war, blieb nicht ohne Folgen, wie Anne-Marie eines Tages entsetzt feststellte. Doch da hatte sich ihr Freund bereits von ihr getrennt und sich einer anderen zugewandt. Zu ihm konnte Anne-Marie nicht gehen. Zur Mutter zu gehen, traute sie sich nicht. Den Vater wollte sie damit nicht behelligen. Während sie verzweifelt

überlegte, was sie tun sollte, war es für eine Abtreibung inzwischen zu spät geworden.

Um ihre Schwangerschaft zu vertuschen, zog sie nun Pullover an, die viel zu groß waren. Frau Schulte hatte sofort den wahren Hintergrund, der seltsamen Anzugsweise von Anne-Marie erkannt und grinste innerlich. Der Mutter, der der zunehmende Umfang ihrer Tochter ebenfalls nicht verborgen blieb, schaute besorgt auf ihre Tochter und schlug ihr vor eine Diät einzulegen, wenn sie nicht eines Tages unter Fettleibigkeit leiden wollte. Anne-Marie die immer noch nicht wagte der Mutter die Wahrheit zu sagen, machte tatsächlich eine Diät, in der Hoffnung so den schnell wachsenden Bauchumfang zu bremsen.

Eines Tages erfuhr schließlich auch Frau Körner durch eine Nachbarin von der Schwangerschaft. Allerding in etwas abgeänderter Form und ohne Namen, wer die Schwanger denn war. Wie das ebenso ist, wenn Nachrichten von Mund zu Mund weiter gegeben werden. Frau Körner erfuhr, dass eine 16 Jährige im Haus schwanger war. Daraufhin war sie alle Töchter im Haus und der Nachbarschaft durchgegangen und kam schließlich auf Frau Wolf. Sie war die einzige, die eine 16 jährige Tochter hatte. „So etwas unerhörtes und dass in ihrer Nachbarschaft“, posaunte sie im Haus und in der Nachbarschaft herum. „Ein Skandal. Kein Wunder bei der Mutter. Sie ist alleinerziehend und kommt auch noch jeden Tag spät von der Arbeit nach Hause. Sie hätte sich eben kein Kind anschaffen sollen.“ Am nächsten Tag war das Gerücht im ganzen Haus herum, dass Anke, die Tochter von Frau Wolf schwanger war. Als das Gerücht Frau Wolf erreichte, platzte ihr der Kragen, ihrer Tochter so etwas zu unterstellen.

Wütend klingelte sie bei Frau Körner sturm. Die öffnete die Wohnungstür. Noch ehe sie fragen konnte, was denn los sei: schimpfte Frau Wolf los: „Ich werde sie wegen übler Nachrede verklagen. Von wegen meine Anke ist schwanger. Und wenn es so wäre. Das geht ihnen gar nichts an. Kehren sie lieber vor ihrer eigenen Haustür den Dreck weg. Wenn im Haus jemand Schwanger ist, dann ist es ihre große Tochter.“ Anne-Marie die von der Wohnstube aus alles mit angehört hatte, kam zögernd zur Wohnungstür, froh darüber, dass das Versteckspielen endlich ein Ende hatte, bereit von der Mutter verstoßen zu werden und zeigte ihren dicken Bauch, in dem sich gerade der zukünftige neue Erdenbürger bewegte.

Die Mutter war sprachlos und bekam den Mund nicht wieder zu. Mehrere Minuten stand sie wie erstarrt mit offenem Mund an der Wohnungstür.

Im Haus wohnte seit kurzem ein Bildhauer, der auf der Suche nach einen Motiv für eine neue Plastik war. Der kam gerade die Treppe hoch. Als er seine Nachbarin in dem regungslosen Zustand sah und nun auch noch erfuhr, warum sie sich im regungslogen Zustand befand, hatte er sein

Motiv gefunden.

Nach Vollendung seiner Maulaffen-Plastik, stellte er sie im Schlossmuseum auf, als Mahnung für all` diejenigen, die sich stets das Maul über andere zerreißen, anstatt vor der eignen Haustür zu kehren.

Und wie ging es mit Frau Körner weiter? Seit jenem Tag war von ihr nie wieder ein schlechtes Wort über ihre Nachbarn zu hören, denn Zeit dafür hatte sie nicht mehr. Sie musste sich ja um ihr Enkel kümmern.

BLICKFENSTER

Anja Seidl

Selten holt Alfons den Diaprojektor aus dem Karton. Erna, seine Frau, ist nostalgisch veranlagt. Sie mag das Geräusch beim Transportieren des Gehäuses. Sie mag das Brummen des Ventilators. Sie mag die alte Leinwand mit dem modrigen Geruch.

„Zehn Jahre ist es jetzt her!“ Erna lehnt sich zurück.

Alfons betätigt die Fernbedienung des Projektors.

„Nicht so schnell. Ich will es genießen!“ murrt Erna.

Alfred klickt schneller.

„Es sind doch immer die gleichen Bilder. Das wird langweilig!“

„Gar nicht! Für mich ist es so, als würde ich die Reise nach Damaskus noch einmal erleben!“

„Mh!“ Alfons steckt den zweiten Kasten in das Fach des Projektors.

„Es fehlt die Musik. Der arabische Flair.“ Träumerisch summt Erna eine Melodie vor sich hin.

„Wir haben keine arabische Musik!“, murrt Alfons.

„Tausend und eine Nacht. Erinnerst du dich an dieses prunkvolle Gebäude? Wie ein Märchenschloss!“

„Ja. Ja. Eins wie`s andere!“ Alfons klickt weiter.

„Damals hast du es genossen. Du hast geschwärmt. Über 500 Fotos gemacht! Mit deiner alten Kamera. Erinnerst du dich?“

„Man fotografiert halt, was einem vor den Kasten kommt!“

„Langsam, Alfons, mach doch langsam!“

Auf einmal geht das Licht der Deckenlampe an.

„Was ist? Ist der Apparat kaputt?“ wundert sich Erna.

„Ach woher! Ich habe noch anderes zu tun!“

Abrupt rollt Erwin die Leinwand auf. Den Rest packt er in den Karton.

„Aber…!“

„Ende der Diskussion!“

Wie bitte? Welche Diskussion? Enttäuscht geht Erna aus dem Raum. Leise. Sie könnte die Türe auch zuknallen. So eine Wut hat sie. Aber sie tut es nicht. Es würde nichts nützen.

Als Erna das Wohnzimmer betritt, läuft der Fernseher mit voller Lautstärke. Alfons stiert auf den Kasten als wollte er ihn verschlingen.

„Nun sieh dir das an!“

Das Bild zeigt Menschen. Viele Menschen. Sie bilden eine Schlange. Laufen direkt auf die Kamera zu. Sie winken ins Objektiv. Laufen an der Kamera vorbei. Hallo Deutschland!

„Mach doch leiser. Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr!“ ruft Erna.

„Was sagst du?“ Alfons schaut Erna an. Die hält sich die Ohren zu. Er stellt den Ton ab und starrt auf die kriechende Schlange.

„Das ist unglaublich!“. Alfons schüttelt den Kopf.

„Das sind die Menschen, denen wir vor 10 Jahren begegnet sind - auf den Straßen von Damaskus. Ich erkenne sie wieder!“ sagt Erna.

„So ein Quatsch. Wen willst du wiedererkennen?“

Erna schweigt.

„Das ist halb Syrien, was da einläuft. Das ist unglaublich!“ ruft Alfons.

Erna schüttet den Kopf. Sie möchte weinen.

„Wirst sehen, es wird Ärger geben!“ Alfons knetet seine Hände.

Schwarzseher, denkt Erna.

„Glaube ich nicht.“ merkt Erna vorsichtig an.

„Du hast ja keine Ahnung.“ Brummt Alfons.

Natürlich hat sie keine Ahnung. Alfons hat den Weitblick. Immer schon!

Erna bindet sich ein Halstuch um. Im Hof sieht sie, wie die neuen Nachbarskinder mit Fahrrädern im Kreis fahren. Sie rufen „hallo“ zu ihr herüber.

Auf einmal steht eine Frau neben ihr. Eine schlanke, blasse Gestalt mit einem hellbeigen Kopftuch. Sie trägt es anders, wie die türkischen Frauen, fällt Erna auf. Es sitzt locker. Auch ihre Beinkleider und ihre bunte Bluse wirken eher wie eine Tracht, als ein religiöses Gewand.

„Hallo! Ich bin Sarah!“ stellt sich die Frau mit dem Kopftuch vor. Erna blickt auf die ausgestreckte Hand. Sie schnellt mir ihrem Arm nach vorne, und drückt die Hand. Sie fühlt sich leicht an und sehr

weich.

„Ich bin Erna. Ich (…) – Erna zeigt auf ihr Haus – wohne da. Also, mit meinem Mann wohne ich da oben!“

„Bitte langsam sprechen!“ sagt Sarah und lächelt. Im Flüsterton fügt sie hinzu: „Ich lerne Deutsch.“

„Sehr gut! Sie sprechen sehr gut!“ lobt Erna.

„Trinken Kaffee?“ fragt Sarah.

Erna schaut sich um. Sie kann dem bittenden Blick nicht widerstehen. Sie will auch gar nicht Nein sagen. Sie folgt der Einladung. Über die Kellertreppe geht es ins Halbparterre. Die untere Wohnung hat einen Ausgang in den Garten. Durch die Hanglage des Grundstücks kommt auch hier noch genug Licht in die Räume. Es riecht nach Gewürzen. Erna kennt diese Gerüche. Sie hat es nicht vergessen. Ihr Märchen aus Tausend und einer Nacht.

„Du hast gekocht?“ fragt Erna, als sie in der Wohnküche angekommen sind.

Sarah geht zum Herd und füllt einen Teller vor mit Blätterteigrollen, Fleischkugeln und Humus.

„Bitte!“ sagt sie. Erna soll probieren. Erna probiert. Alles hat eine leichte Schärfe. Köstlich! Sie verdreht die Augen, um zu zeigen, wie es mundet.

Sarah lacht. Dann kommt sie mit dem dampfenden Kaffeekännchen. Auch hier zieht einbekannter Duft an ihrer Nase vorbei. Erna erinnert sich. Der arabische Kaffee hat seine eigenen Aromen.

„Schmeckt?“ fragt Sarah?

„Schmeckt sehr gut!“ lobt Erna.

Alfons sitzt in Ernas elektrisch verstellbarem Lehnsessel. Das Rückenteil hat eine Massagefunktion eingebaut. Die Streicheleinheiten tun ihm gut. Er hat sich geärgert über den Nachbarn. Ganz klar, dessen Versuch, ihn zu bevormunden. Was der sich herausnimmt!

Und was er seinen alten Herren antut! Ihm eine fünf-köpfige Familie als Untermieter ins Haus zu hocken. Flüchtlinge noch dazu! Dreist. Ja, sogar kriminell. Alfons schaltet die Elektronik ab. Er geht zum Fenster und schaut in den Hof. Von da aus sieht er direkt in die Wohnung des Nachbarn. Das Glas spiegelt, dennoch kann er die Silhouetten von zwei Personen erkennen. Die eine trägt etwas auf dem Kopf. Die andere ist … Alfons holt seine Brille, stiert durch die Gläser. Doch, doch, er täuscht sich nicht. Es ist Erna - seine Frau. Was – um alles in der Welt?

Alfons humpelt ins Schlafzimmer. Wo ist der Feldstecher? Ein Griff und er hat ihn. Jetzt kann er alles ganz deutlich sehen. Die beiden haben auf dem Sofa Platz genommen. Sie lachen. Erna isst. In

einem fort steckt sie Happen in den Mund.

Alfons schaut auf die Uhr. Eine geschlagene Stunde ist vergangen, seit Erna das Haus verlassen hat. Grüßen ist schon in Ordnung, aber … wildfremden Menschen ins Haus folgen. Das ist unmöglich, ja kriminell! Das wird eine Aussprache geben. Erna hat vergessen, dass sie sich Treue und Ehre versprochen haben. So etwas lässt er nicht mit sich machen.

Als Erna eine halbe Stunde später ins Wohnzimmer tritt, sagt Alfons zuerst gar nichts. Abwarten, was kommt! Abwarten, wie Erna versuchen wird, ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber Erna sagt nichts. Sie holt sich eine Zeitschrift und will wieder gehen. Man muss nicht reden, wenn man sich nichts zu sagen hat.

„Wo warst du?“ Alfons` Frage soll ganz beiläufig klingen.

„Draußen.“ Antwortet Erna ohne jede Emotion.

„So, so! Bist du spazieren gegangen.“ Alfons vorgetäuschtes Interesse klingt echt, aber Erna weiß, was sie preisgeben will und was nicht.

„Auch.“

„Ach so. Ich habe gewartet.“

„Du musst nicht warten. Du hast immer soviel zu tun. Da will ich dich nicht stören!“

„Hast du die Nachrichten gehört?“ Alfons will das Thema auf etwas Wichtiges lenken.

„Nein. Ich habe keine Lust mehr auf Nachrichten. Ich weiß genug.“

„Was meinst du damit? Man kann nie genug wissen. So ein Quatsch!“

„Ich weiß, was ich wissen will und das reicht mir!“

„Aha. Dann hast du nicht das Neueste gehört!“ bohrt Alfons weiter.

„Wahrscheinlich nicht!“

„Die Anschläge von Paris …“

„Doch. Heute Morgen kam etwas im Radio. Ich habe abgeschaltet.“

„Hast du gar keine Angst?“ bohrt Alfons weiter.

„Vor was?“

„Vor den Islamisten?“

„Was meinst du jetzt?“

„Ich meine, dass auch bei uns immer mehr Menschen leben … mit extremen Vorstellungen … extremen Glauben … du weißt doch, was um uns passiert?“

Erna schweigt. Alfons Fragen werden immer dichter. Sie kommt sich vor wie in einem Verhör. Was will er eigentlich?

„Was willst du hören? Du willst auf Irgendetwas Bestimmtes hinaus. Dann sag es auch!“

„Ich habe dich gesehen?“

Erna schweigt. Alles klar! Jetzt muss sie Acht geben, was sie sagt. Es könnte auf einen Streit hinauslaufen. Sie will keinen Streit mit Alfons. Alfons ist extrem.

„So, du hast mich gesehen?“ Stellt sie vorsichtig fest. Sie muss wissen, was er denkt, damit sie richtig reagieren kann.

„Bei diesen Leuten … in der Wohnung!“

„Und? Es sind die Mieter unseres Nachbarn!“

„Das macht es nicht besser!“

„Was meinst du damit?“ – Wenn Erna will, kann sie schlau sein. Viel schlauer als Alfons. Alfons ist gar nicht schlau. Alfons will schimpfen und seine schlechte Stimmung an ihr auslassen. Sie wird das nicht zulassen.

„Diese Leute sind vielleicht auch Extremisten. Das weiß man nicht.“ Presst Alfons hervor, der langsam die Geduld verliert. (Von Erna ist keinerlei Einsicht zu spüren.)

„Stimmt! Das weiß man nie!“

„Ich, an deiner Stelle wäre vorsichtig. Wenn die etwas zu verbergen haben, dann finden das die öffentlichen Stellen heraus. Die schauen sich die Leute jetzt ganz genau an.“

„Ganz genau!“ Wiederholt Erna.

„Genau! – Also, pass auf, mit wem du redest, vor allem, mit wem du Kaffee trinkst!“

Erna schnappt sich die Bügelwäsche und verschwindet im Bügelzimmer. Alfons spinnt! – beschließt sie. Schnell macht sie die Tür hinter sich zu und dreht das Radio auf. Es ist noch das alte Gerät ihrer Großeltern. Sie mag diesen Radio mit dem vergilbten Knopf. Bald hat sie die Hälfte des Wäschebergs abgearbeitet. Da sind noch Alfons` Hemden. Erna atmet tief durch. Dann ziehet sie eines heraus, legt es über das Bügelbrett. Durch das Fenster des Bügelzimmers hat sie einen Blick auf das Haus des Nachbarn. Erna schüttelt den Kopf. Nein! Das tust du nicht! Sie wirft das Hemd zurück auf den Wäschekorb. Wenn Alfons sie danach fragt, wird sie sagen, dass ihr der Rücken weh tut. Dass der Arzt ihr empfohlen hat, nicht mehr zu bügeln. Alfons wird seine Wäsche selbst bügeln müssen. Erna lächelt.

Stacheln

Ann-Helena Schlüter

Der Zaun war höher.

Er war immer höher, selbst von hier oben.

Sie saß in der breiten grünen Krone des Sidarbaums, keuchend, die Hände aufgeschürft von der rissigen grauen Borke am gedrehten Stamm.

Klettern konnte sie schon immer, flink, mutig, schneidersitzähnlich an Rinde, Rand und Moos hinauf in den Baum, in den Inhalt des Baums, als wäre sie eins mit ihm - wie ein Äffchen, hatte Tarik früher gesagt, wenn sie im Garten spielten.

Ihre Augen tränten. Mit diesen Augen suchte sie ihren Bruder.

Bleib hier, Abiya! Ich hole dich.

Jetzt mit seinen Worten im Herzen, die er ihr zuletzt zugerufen hatte im Lärm, hielt sie Ausschau nach Tarik. Sie blickte durch dichte Zweige, Blätter und Dornen hin zum Grenzzaun. Der war höher als ihr Baum. Sie konnte das Ende nicht sehen, nicht darüber blicken. Aber sie sah den Stacheldraht: runde Reifen, weiß, als hätte es geschneit, beulenartig nach außen drängend, wie eisige Geschwulste. Weiter oben entwickelte er durchsichtige silberne Tunnel vor strahlend blauem Himmel, immer mehr und immer größere, und unten lag er wie aufgeschüttetes Garn, wie alte, vergessene Disteln. Die Fleischstacheln glitzerten von den Wasserwerfern wie blinkende Edelsteine. Es waren messerscharfe Klingen. Abiya staunte. Noch nie war sie dem Zaun so nahe gekommen. Fast hieß sie den Stacheldraht innerlich willkommen. War er die Grenze zur Freiheit? Obwohl völlig durchnässt, zitterte sie nicht. Hier im Baum fühlte sie sich sicher vor dem Tumult unter ihr, vor den Tritten, Panik und Schmerzen.

Da! Die Brust des Zauns war aufgeschnitten worden, jetzt sah sie es genau. Hinten rechts: Scharfer Draht stand in wilden Büscheln zu allen Seiten ab, und durch die offene Wunde des harten Grenzzauns stieß sich hastig Mensch um Mensch... so viele breite Männerücken. Aber die Menschen waren die Wunde, nicht der Zaun. Tarik war schmal und jung, siebzehn. Und er war

nirgends zu sehen.

Klettern konnte sie schon als ganz kleines Mädchen gut. Ihre Mama hatte sie gelobt.
Jetzt wagte sie sich weiter vor auf einen der hängenden, biegsamen Zweige.
Auch ihr Baum hatte Stacheln, aber diese waren unter ihren Händen sanft und weich, fast wie Früchte. Der Stacheldrahtzaun schien kahl und schuppig, zurückgekrümmt in Abwehr, je näher sie kam. Mochte der Zaun sie nicht? Konnte sie ihn erklettern? Sie wusste, es war eine große Kluft zwischen Baum und Zaun. Sie müsste sich direkt auf den Stacheldraht werfen. Das würde sie sicher nicht überleben.
Sie war am Rande des Zutritts, am Rande des Sogs, und beinahe am Rand ihrer Kräfte.
Stacheldraht war die Grenze zum neuen, zum anderen Land.
Sie spürte Lärm von unten nach oben kriechen in die starken Zweige, in ihr langes Haar.
Daheim hatten sie auch einen Sidarbaum gehabt, vor dem Haus, einen noch jungen, kleinen. Der Sidarbaum schien mit ihr geflüchtet und gewachsen zu sein, gewachsen und groß geworden wie sie, er war mitgereist, damit sie nicht einsam war, und auch immerhin bis in die Türkei gekommen.
Doch ihre Eltern hatten es nicht geschafft. Ging es von hier nirgends weiter, nirgendwohin?
Bleiben wir hier, Eldin? hatte sie nach vielen Wochen gefragt.
Wir können ja nicht für immer in Yibo bleiben, antwortete Eldin, wir müssen nach Europa. Nach Deutschland.
Doch nach Griechenland gibt es keinen Weg mehr, sagte Tarik leise.
In die Türkei waren sie mit dem Lastwagen gekommen, mit einem kleinen, schiefen Pritschen-Lkw. Die Flucht hatten sie schon lange geplant.
Eldin und Hadeel hatten den weißen Laster versteckt. Sie waren arabische Christen und schon seit zehn Jahren ihre geliebten Nachbarn.
Die Pritsche war voll mit Menschen auf ihrem Weg an die Grenze, auf ihrem Fluchtweg nach Europa.
Sie hatten den LKW verkauft für Tickets auf das Fischerboot nach Mazedonien. Es würden 50 im Boot sein statt erlaubte 20. Der Mann hatte den Laster weggefahren und war nach dem Tausch nie wiedergekommen.

Gewühl und Schreie weit unter ihr wurden unerträglich. Am liebsten hätte sie sich die Ohren zu gehalten. Die andere Seite kämpfte zurück.

Sie schloss die Augen. Sie wollte hier oben bleiben. Es war fast friedlich in den Zweigen, als hätte sie sich alles nur eingebildet, als würde sie träumen und gleich zuhause aufwachen.

Was für ein langer Albtraum. Mit geschlossenen Augen schaukelte sie im Wipfel frei wie ein Vogel. Es war wie Fliegen, der helle Himmel eine Erleichterung. Hier oben war sie nicht mehr hungrig. Noch nie war sie so schnell und so hoch geklettert.

Doch nach einer Weile, zuletzt, lautlos, kroch die Verzweiflung zurück, schneller als sie denken konnte. Abiya riss die Augen auf. Ihre Brust schmerzte. Sie war noch immer ein kleines Mädchen, kein Vogel, der über den Zaun fliegen konnte, zur anderen Seite, zu ihrem Bruder.

Wo war Tarik? Hatte er es geschafft?

Sie musste lächeln.

Ohne sie?

Dann wieder diese Furcht.

Sie war zwölf. Sie hatte jetzt niemanden mehr. Auch Eldin und Hadeel hatte sie in der Massenflucht durch den Zaun aus den Augen verloren.

Wir könnten ins Innere der Türkei fliehen, in den Städten untertauchen, hatte Tarik letzte Woche gesagt. Das Lager in Mazedonien wird kaum besser sein. Wir können doch nicht immer in Lagern leben.

Tarik wollte stets der starke Mann sein, vor allem zu ihr, dabei war er noch gar kein Mann, er war ein Junge.

Ihr werdet hier belästigt, Eldin, weil ihr Christen seid, und Frauen und Mädchen werden oft entführt und vergewaltigt. Ich sorge mich um Abiya.

Hadeel schüttelte den Kopf. Als Flüchtlinge haben wir keine Chance, außerdem kein Geld. In Deutschland bekommen wir mehr, auch wenn wir keine Arbeit finden, als wenn wir in der Türkei Tag und Nacht Teller waschen würden. Glaubt mir, ich habe Freunde in Aschaffenburg.

Abiya seufzte. Deutschland. Da war es wieder, das heilige Wort.

Aber die Grenzen sind zu, sagte Tarik eindringlich. Wo sollen wir hin?

Zu euren Freunden in Deutschland, wer sind sie?

Sie sind Künstler, wie eure Mutter; Bildhauer.

Hadeel lachte Abiya an. Einer ihrer Figuren nennen sie „Maulaff“. Er wird dir gefallen.

Zum ersten Mal seit langer Zeit lachte Abiya.

Der Menschensog hatte Eldin, Hadeel, sie und Tarik mit sich gerissen.

Zuerst waren die Flugblätter gekommen. Beinahe wäre Abiya gestürzt, weil sie so sehr versuchte, an Tariks Hand zu bleiben.

Es gelang ihr nicht, bei ihm zu bleiben. Er wurde mehr und mehr von ihr fortgezogen.

Abiya! brüllte Tarik. Bleib hier, Abiya! Ich hole dich. Warte hier. Ich komme wieder.

Der Schmerz in der Brust.

Dann sah sie ihn nicht mehr. Sie hatte Angst, wieder zu fallen und zertrampelt zu werden. Das Wasser war hart und kam von irgendwo her.

Der große Sidarbaum war ihre Rettung. Aber vor ihr war nur der Zaun. Sie musste sich mit ihm anfreunden, es war kein anderer mehr da.

Sie starrte auf die Stacheln des Zauns.

War Tarik wirklich angekommen? Aber wo? Würde er sie holen? Doch wie könnte er jemals wieder zurückgekommen? Zurück durch den Zaun? Wollte er das überhaupt?

Es war eine Granate, sagte Eldin. Sie wusste nicht, was eine Granate ist. Vielleicht wollte ihre Mutter noch eine wertvolle Platte holen.

Hals über Kopf war Eldin mit dem Lkw losgefahren, als ihr Daheim in Flammen aufging.

Der aufmerksame Mann im Flüchtlingslager an der Grenze hatte vom Tausch des Lkw und alles, was darin war, gegen Fluchtwege nach Europa gesprochen.

Eure Eltern sind tot, hatte Hadeel zu Tarik gesagt. Ihr müsst ein neues Leben beginnen.

Menschen hatten den Grenzzaun durchtrennt mit Bolzenschneidern. Wasserwerfer kamen und gingen.

Sie wartete auf ihren Bruder, der sie abholte. Sie wollte mit ihm nach Deutschland, zum Maulaff, der sie zum Lachen brachte.

Ich hol dich, hatte er geschrien.

Sie sollte stehenbleiben, hatte Tarik gesagt.

So viel Wasser, als die Menschen durch die Lücke des Zauns kletterten.

Würde der Zaun ihr verraten, wo ihr Bruder war? Sie flüsterte mit ihm.

Am Rande des großen Europas war er. Am Rand ihrer Hoffnung.

Der Zaun war höher. Er war immer noch höher als sie, selbst von hier oben.

Aber er war nicht größer als ihre Sehnsucht.

Kloparade, eine wahre Geschichte

Armin Schmidt

Da sitzt einer mit weit aufgerissenen Augen und heruntergelassenen Hosen an einem Ort, an dem Mensch im Allgemeinen allein sein und nicht fotografiert werden möchte.

Ich denke, jeder hat doch auch ein Recht darauf, an diesem Ort allein zu sein, wenn er nicht aus freien Stücken darauf verzichtet. Ich gehe sogar davon aus, dass er dieses Recht auch einklagen könnte, wenn er den mit der Kamera erwischt und dessen Identität aufklären kann.

Ich kenne den Fotografen zufällig und weiß auch, warum er nicht nur dieses Bild, sondern noch viele andere geschossen hat (ich will es mal so nennen). Sie meinen, ich müsste auf schnellstem Weg zur Polizei gehen und Anzeige erstatten? Das kann ich nicht, denn der Betreffende ist ein guter Freund und hat mit diesen Bildern unter künstlerischen Aspekten seine Examensarbeit an der Kunsthochschule bestritten.

„Die Aufgabe bestand darin, möglichst viele Bilder von überraschten Zeitgenossen zu machen, wobei ich schon darauf geachtet habe, die Intimsphäre insoweit zu schützen, als der entblößte Unterleib vorn unsichtbar bleibt. Auf dem Bild, das du gerade gesehen hast, hält der Mann eine Illustrierte, die diesen Bereich verdeckt. Bilder, die dies nicht gewährleisten, habe ich natürlich verworfen," erklärte mein Freund.

Ich blätterte durch die mit „gut" bewertete Arbeit und fand seine Aussage bestätigt.

Neugierig geworden fragte ich ihn, wo und wie er die Bilder gemacht hatte. Er gab mir bereitwillig Auskunft.

„Ich habe mich an öffentlichen Toiletten herumgetrieben, auf Autobahnrastplätzen, in Hotels, Bahnhöfen oder Kaufhäusern."

Ich runzelte die Stirn.

„Ja, ich weiß, ich musste schon aufpassen, nicht in ein falsches Licht zu geraten, zumal ich die Kamera vor dem Shooting neugierigen Blicken entzogen habe."

„Und dann hast du im richtigen Augenblick die Klotür aufgerissen und einen Schnappschuss riskiert?"

„Manchmal ja."

„Und dann nichts wie weg", ergänzte ich.

„Freund Gerd war immer mit dabei und hat mich gewarnt, wenn jemand von außen auf die Toilettenanlage zusteuerte. Hin und wieder habe ich seinen Pfiff überhört und mir ein blaues Auge geholt. Aber zumindest die Kamera konnten wir immer in Sicherheit bringen."

„Wie viele Bilder hattest du am Ende denn zur Auswahl?"

„Es waren über 300, aus denen ich die besten 60 aussuchen konnte."

Wir saßen in unserem Lieblingscafé und schlürften einen Latte. Dazu erlaubte ich mir einen Frankfurter Kranz. Der schmeckte bei Christel besonders lecker. Mein Freund meinte, er sei zu dick und enthielt sich. Nach dem letzten Bissen siegte bei mir wieder die Neugier.

„Ich denke, die meisten Toilettentüren sind verschlossen, wenn im Inneren jemand seinen intimen Geschäften nachgeht."

„Das stimmt, aber du glaubst nicht, wie oft die Leute vergessen, abzuschließen. Zehn Bilder in meiner Arbeit sind immerhin so entstanden", antwortete mein Freund.

„Doch nun erzähl mir mal, was ihr alles angestellt habt, um eure Fotoserie zusammen zu bekommen."

„Also wie gesagt, Gerd hat Schmiere gestanden, wenn ich die Tür aufgerissen oder die Kamera darüber gehalten habe, wenn sie niedrig genug war. Andernfalls hatte ich eine kleine Leiter dabei oder kletterte hoch, wenn meine Füße irgendwo Halt fanden. Mit einer Hand habe ich mich oben festgehalten, mit der anderen fotografiert. Wenn der Spalt unter der Tür groß genug war, habe ich die Kamera einfach unten durchgeschoben und abgedrückt."

„Mutig, mutig."

„Du siehst, ich lebe noch.- Am Gaislachkogel in Sölden auf der Panoramatoilette stehst du als Benutzer der Toilette praktisch fast im Freien und bist von der Aussicht so fasziniert, dass du kaum bemerkst, wenn sich einer mit der Kamera heranschleicht. Da ist mir diese Aufnahme hier gelungen", mein Freund schlug ein Bild in seiner Arbeit auf, „halb nackt entpackt". Drahtig, oder? Bis dieser Skifahrer reagieren und seine Hosen hochziehen konnte, war ich längst über alle Berge, na ja, am Kogel vorbei, steil nach unten."

„Das ist aber schon ziemlich grenzlastig, findest du nicht?"

„Ja, rein rechtlich ist das problematisch. Deshalb habe ich immer dafür gesorgt, dass die Betroffenen nicht zu erkennen sind. Wenn doch, habe ich deren Einverständnis eingeholt, auch wenn ich davon ausgehe, dass nur wenige deswegen einen Prozess anstrengen würden. Doch auf

diese Absicherung hat mein Professor bestanden."

Ich blätterte weiter und schaute mir die Fotos in Ruhe an.

„Was die Leute auf der Toilette sich so alles einfallen lassen: in der Nase bohren, dasitzen und gleichzeitig Zähne putzen, telefonieren, Zeitung lesen, ein Brötchen essen, Kaugummi kauen, ziemlich unappetitlich."

„Stimmt schon, aber die Aufgabe bestand eben darin, dieser Unappetitlichkeit eine künstlerische Note zu geben."

„Das stelle ich mir schwierig vor. Du kletterst an einer Klotür hoch, schaust kurz herunter und betätigst den Auslöser. Wie betätigt man den künstlerisch wertvoll?"

„Es fängt damit an, dass du blitzschnell entscheidest, ob das Motiv sich lohnt. Den hier etwa habe ich von oben erwischt und wusste gleich, dass es sich bezahlt gemacht hatte, im richtigen Moment abzudrücken. Die eiförmige Kopfform, Haare, wie mit einem weichen Pinsel gemalt, die nackten Schultern, das leicht gewellte T-Shirt, das zur Klobrille herabfällt: ein gelungener Ausschnitt, in dem Licht und Schatten dem Bild eine einzigartige Besonderheit verleihen."

Mein Freund redete sich in Begeisterung, ich konnte seinem Enthusiasmus nicht bedingungslos folgen.

„Jetzt übertreibst du aber."

„Auge, Seele, Gehirn, dazu das Zusammenspiel der Kamerafunktionen und die Bearbeitungsmöglichkeiten mit der entsprechenden Software. In alledem steckt ein Potenzial, das ein Bild zur Kunst erheben kann. Hinzu kommt die Besonderheit der Situation, in der es entstand."

Ich klappte die Arbeit zu und konnte zumindest im letzten Punkt der Ausführungen meines Freundes zustimmen.

Perdita

Barbara Zang

Minutenlang starrte er sie an: überrascht, sprachlos, entsetzt. Obwohl er spürte, wie der Ekel rasch in ihm aufstieg, konnte er seine Augen nicht abwenden von diesem unförmigen, vorgewölbten Oberkiefer, der das ganze Gesicht beherrschte. Flüchtig tauchte ein Bild aus Schülertagen in ihm auf: das Modell eines Totenschädels, das der Biologielehrer zu Demonstrationszwecken mitgebracht hatte und das nun grinsend auf dem Pult stand. Aber es hatte nichts Furchteinflößendes an sich gehabt. Schädelplatte, Knochen und Gebiss hatten vielmehr so sachlich-neutral gewirkt wie etwa die Nachbildung eines bekannten Gebäudes. Diese ausgeprägten, bleckenden Zähne vor ihm dagegen, die sich fast gewalttätig jeglicher Kontrolle durch die schmalen Lippen entzogen, stießen ihn hochgradig ab. Angewidert beobachtete er, wie sich in den Mundwinkeln kleine Speichelbläschen bildeten und jeden Augenblick herunterzufallen drohten, weil sie wohl keiner Kontrolle unterlagen. Und das sollte nun seine Tochter sein, nach der er sich so lange gesehnt hatte? Die zum einzigen Überlebensgrund für ihn geworden war?

Er schloss die Augen, horchte in sich hinein. Beschwor die Bilder der Vergangenheit. Sah sich wieder, wie er halb verhungert, halb erfroren, zusammen mit vielen anderen Kameraden aus den Kellerlöchern der zerbombten Häuser Stalingrads heraustorkelte. Wie er mit erhobenen Händen auf die russischen Soldaten zuwankte, die die jammervollen Gestalten mit angelegtem Maschinengewehr empfingen, nach Waffen abklopften und dann brutal zur Seite stießen, so dass etliche von ihnen auf den hart gefrorenen Boden stürzten. Die plötzliche Helligkeit, die der meterhohe Schnee noch verstärkte, schmerzte in den Augen. Die schneidend kalte Luft zwickte in die Nase, verwandelte die feinen Härchen darin in Sekundenschnelle in Eisnadeln. Die Hände spürte er bald kaum noch vor Kälte. Die Füße, nur notdürftig umwickelt mit Lappen, die er aus dem Drillichhemd eines gefallenen Kameraden zurechtgerissen hatte, fühlten sich unförmig und plump an wie die Füße eines Elefanten. Und dann der nagende Hunger! Und der Durst! Schon drei Tage lang hatte es keinerlei Proviant mehr gegeben. Seine Eingeweide gurgelten. Sein Hals war ausgetrocknet wie Dörrobst. Dick und pelzig klebte die Zunge im Mund. Mühsam drehte er den

Kopf zur Seite. Vielleicht gab es irgendwo etwas unberührten Schnee, den er lutschen könnte? Doch so weit er schauen konnte, war der Boden bedeckt mit entkräfteten, zerlumpten und verletzten Männern, aus deren notdürftig verbundenen Wunden Blut in den zertretenen grauen Schnee tropfte. Und dann hieß es plötzlich antreten und marschieren. Dawei! Dawei! Los! Los! Und schnell! Dass seine Füße schon nach wenigen Metern schutzlos der Kälte preisgegeben waren, spürte er gar nicht mehr. Er sah nur, wie die herumliegenden Trümmer und Steine sie aufrissen und er eine blutige Spur auf seinem Weg hinterließ. Mühsam schleppte er sich vorwärts. Wurde langsamer und langsamer. Humpelte. Blieb schließlich stehen. Es hatte ja doch alles keinen Sinn mehr. Drei Tage lang müssten sie marschieren, ehe sie das Gefangenenlager erreichten, hatte es geheißen Er würde das nicht schaffen, da machte er sich keine Illusionen. War es nicht egal, ob er einen Tag früher oder später hier krepierte in dieser elenden Eiswüste? Nach ihm würde sowieso kein Hahn mehr krähen. Wozu sich also weiter sinnlos schinden? „Nicht aufgeben, Kamerad“, hörte er da eine Stimme neben sich, „komm, häng dich bei mir ein. Ich habe zwar nur noch ein einziges Auge und der Kopf hat auch was abgekriegt, aber meine Arme und Beine funktionieren noch einigermaßen. Zusammen schaffen wir es bestimmt. “ Er schüttelte den Kopf. „Aber sie werden dich erschießen, wenn du nicht weitermarschierst“, versuchte der andere ihn aufzurütteln, „sie erschießen jeden erbarmungslos, der zurück bleibt.“ „Und wenn schon. Auf mich wartet zu Hause sowieso keiner“, wandte er gleichmütig ein, „geh nur.“ Aber da ereiferte sich der Ältere: „Denk doch an deine Braut, Mensch! Oder an deine Frau! Die rechnet doch damit, dass du durchhältst.“ Bitter lachte er auf. Seine Frau! Bestimmt würde sie auf ihn warten, sehnsüchtig sogar. Wenn es sie noch gäbe.

So glücklich waren sie miteinander gewesen, so unsagbar glücklich. Als sie schwanger geworden war, war das der Gipfel der Glückseligkeit gewesen. Er wünschte sich einen Sohn. Um seine umfangreiche Briefmarkensammlung weitervererben zu können und um der Nachwelt den Namen „Schönemann“ zu erhalten. Doch dann kam eine Tochter zur Welt. Zu früh und durch Kaiserschnitt, weil die Mutter gestürzt und dabei die Fruchtblase geplatzt war. Fassungslos starrte er auf die Handvoll Leben, von dem nicht sicher war, ob es den Kampf gegen den drohenden Tod überhaupt gewinnen würde. In der Nottaufe erhielt das Kind deshalb den Namen „Perdita“. Doch als nach drei Tagen nicht etwa das Neugeborene, sondern seine Mutter starb, da versteinerte sein Herz. Er konnte und wollte sich nicht damit abfinden, dass die über allesgeliebte Frau ihn nie wieder anlächeln würde, dass sie für ihn für immer verloren war.

Unbewegt nahm er den Beschluss der Ärzte zur Kenntnis, das Frühchen erst einmal im

Krankenhaus behalten zu wollen. Er besuchte es nie, zumal er fest davon überzeugt war, dass es sowieso nicht lebensfähig sei. Als man ihm schließlich mitteilte, er könne es nun zu sich nach Hause holen, kam er dem nach wie einer lästigen Pflicht. Ein paar Monate später brach der zweite Weltkrieg aus. Er meldete sich freiwillig und verließ Haus und Heimat, ohne auch nur noch einen einzigen Blick auf sein Töchterchen geworfen zu haben.

Wozu sich also weiterschinden? „Aber sie ist doch dein Kind“, sagte der Kamerad, „und ihres! Vergiss das nicht! Und jetzt komm auf der Stelle mit.“ Die Worte trafen ihn wie ein Blitz, gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf. Sie halfen ihm, den mörderischen Marsch ins Lager durchzuhalten. Sie waren bei ihm, wenn nachts unter freiem Himmel die klirrende Kälte über ihn herfiel und er versuchte, genau wie seine Mitgefangenen, dadurch ein wenig Wärme zu gewinnen, indem er sich eng zwischen die Beine des Hintermannes zwängte und gleichzeitig den vor ihm Sitzenden fest an sich presste. „Sie ist ihr Kind. Vergiss das nicht!“ Ihr Kind. Ein Stück von ihr. Ein Geschenk. Kein Dieb, wie er es immer empfunden hatte. Und deshalb musste, musste er überleben! Um jeden Preis! Perdita brauchte ihn. Wie sie jetzt wohl aussah? So schön wie ihre Mutter? Ob sie wohl ihre strahlenden Augen geerbt hatte? Und ihre Stimme? Sie hatte so eine warme, wohlklingende Stimme gehabt.

Je länger seine Gefangenschaft andauerte, umso ähnlicher wurde das Bild von der unbekannten fernen Tochter dem ihrer toten Mutter. Es wurde zu seinem Talisman, der ihn behütete und vor Lethargie und todbringendem Selbstmitleid schützte. Als er 1949 entlassen wurde, ging sein ganzes Sinnen und Trachten danach, möglichst schnell in seine Heimatstadt zurückzukehren, um endlich, endlich Perdita in die Arme schließen zu können.

Und nun stand sie also vor ihm, mit erhitzten Wangen und aufgerissenen Augen, so als habe sie erst vor ganz kurzer Zeit von der Rückkehr ihres Vaters erfahren und könne nicht glauben, was sie sah. Zögernd umfing sie ihn mit ihren Blicken, tastete mit den Augen sein eigefallenes, ausgemergeltes Gesicht ab und ließ sie dann behutsam über seinen kahl geschorenen Schädel wandern. Es war, als wolle sie ihn in sich hineinsaugen. Als nähme sie ihn Stück für Stück in sich auf, unendlich langsam, aber so eindringlich, dass sie ihre ganze Kraft dafür brauchte und nichts anderes mehr denken konnte als: „Vater. Mein Vater.“ Und während ihre Augen allmählich zu glänzen begannen, hingen ihre Arme schlaff am Körper herunter wie bei einer Marionette, und ihr Mund stand weit offen, so wie es bei sehr kleinen Kindern vorkommt, die von einer Sache überwältigt sind.

Angeekelt stierte er sie an. Wut stieg in ihm auf, überschwemmte wie eine riesige Flutwelle sein ganzes Denken und Fühlen, sodass er nur noch ein einziges Wort herausschleudern konnte. „Maulaff!“ Es klang fast wie ein Hilfeschrei.

Sie zuckte zusammen, als habe sie ein Fausthieb getroffen, duckte sich weg, um sich vor zu erwartenden weiteren Schlägen zu schützen. Aber nichts geschah. Bleischwer und erdrückend hing die Stille im Raum. Warum sagte dieser Mann, der doch ihr Vater sein sollte, nichts weiter als dieses schmerzhafte, kränkende Schimpfwort? Warum? Denn Maulaff, das war doch wohl ein dummer, hirnloser Mensch, zu nichts anderem nütze, als dass man ihm sein Maul stopfte. Wenn dieser Mensch dann außerdem noch mit so einem Monstergebiss alle Welt erschreckte wie sie, umso schlimmer. Nur war sie sich ganz sicher gewesen, dass ein Vater, ihr Vater, seine Liebe bedingungslos verschenken würde wie die Sonne ihr Licht und ihre Wärme. Dass er sich von Äußerlichkeiten nicht übermäßig beeindrucken lassen würde.

So lange sie denken konnte, war sie allein gewesen, ohne jegliche Angehörige. Erst als sie in die Schule kam, erfuhr sie vom vermissten Vater und dem frühen Tod ihrer Mutter; von der Güte ihrer Großmutter, die sie gewickelt, gefüttert und in den Schlaf gesungen hatte, bis sie Opfer eines Fliegerangriffs geworden war, und von einer entfernteren Verwandten, die sich schließlich des Kleinkindes erbarmt und es zu sich auf ihren Bauernhof geholt hatte. Dunkel erinnerte sich Perdita sogar noch an Hühnergegacker und an einen zähnefletschenden großen Hund, der sie immer nur angeknurrt hatte, sie bestimmt aber auch gebissen hätte, wenn es ihm nur gelungen wäre, seine Eisenkette zu zerreißen. Ganz sicher wusste sie dagegen, wann dieser Abstecher aufs Land für sie zu Ende gegangen war. Da war sie fünf Jahre alt gewesen, ein lebhaftes, aufgewecktes Kind, das den ganzen Tag durch die Wiesen und Felder rund ums Haus gestreift und nie ohne Blumen wieder heimkehrt war. Die Bäuerin teilte ihr ohne Umschweife mit, dass ihr Mann fürs Vaterland gefallen sei und sie deswegen sehr bald wieder heiraten werde. Außerdem erwarte sie ein Kind. Zusammen mit ihren drei älteren Kindern wären sie dann zu sechst. „Da ist für dich beim besten Willen kein Platz mehr auf dem Hof“, schloss sie, „aber du musst nicht traurig sein, wir finden schon etwas für dich.“

So war sie ins Heim in ihrer Geburtsstadt gekommen. Denn der Führer liebte Kinder und sorgte für sie, und das besonders bereitwillig, wenn sie so blondgelockt und blauäugig waren wie sie. Sie wurde nun „Dita“ gerufen und lernte rasch, dass es vorteilhaft war, sich den Anordnungen der Betreuerinnen nicht zu widersetzen. Gegenüber den vielen anderen Heimkindern aber galt es, keine Schwäche zu zeigen, sonst war man verloren. So ging sie denn einer Prügelei auch nicht aus

dem Weg, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Doch sobald es dunkel wurde, verwandelte sie sich. Dann kuschelte sie sich in dem großen Schlafsaal tief in ihr Kissen, zog sich die Zudecke über den Kopf, bis nur noch das Gesicht zu sehen war, und erlaubte sich, endlich wieder einmal kräftig und genussvoll am Daumen zu lutschen, ohne Gefahr zu laufen, deswegen gehänselt zu werden. Im diffusen Licht der Notbeleuchtung geschah es dann wohl, dass sie eine Fee durch die Bettreihen schweben sah, die dem Foto ihrer nie gekannten Mutter so ähnlich sah, dass sie schließlich beseligt einschlief. Dieses kleine Glück gönnte sie sich bald immer häufiger: Nach Streitigkeiten, wenn sie einen geliebten Gegenstand verloren hatte oder auch, wenn sie sie sich vergeblich nach einer Hand sehnte, die ihr liebevoll übers Haar strich. Immer aber war sie sorgsam darauf bedacht, dabei von niemandem beobachtet zu werden. Sie schämte sich nicht deswegen, vielmehr stärkte dieses Geheimnis ihr Selbstwertgefühl, weil es ihr eindeutig bewies, dass niemand, nicht einmal Erwachsene, uneingeschränkt Macht über sie besaßen.

Es war ein alter, erfahrener Arzt, der sich als Erster sehr viel Zeit für sie nahm, als sie eingeschult werden sollte. Der Krieg war zu Ende und eine ganze Reihe der Heimkinder hatte inzwischen wieder ein Zuhause gefunden. Nicht so Dita, die an der Hand einer neuen Betreuerin dem Mediziner scheu gegenüber stand. Nachdem er sie eingehend untersucht hatte, nahm er ihren Kopf in beide Hände und betrachtete besonders aufmerksam ihr Profil. „Ist Ihnen eigentlich nie aufgefallen, dass sich bei Ihrem Schützling eine massive Kiefernverformung anbahnt“? herrschte er unvermittelt Ditas Begleiterin an. Die zuckte zunächst zwar zusammen, fand ihre Sprache aber sehr schnell wieder und stellte beredt klar, dass sie ihr Amt erst vor ein paar Wochen angetreten hatte, nachdem all ihre Vorgängerinnen sich der vorgeschriebenen Entnazifizierung hätten unterziehen müssen. „Sie werden zugeben, dass mich keinerlei Schuld treffen kann“, schloss sie ihre Verteidigungsrede siegessicher. Der weißhaarige Arzt murmelte etwas wie „immer schon so“, legte behutsam einen Arm um Dita und ließ sie in einen Handspiegel blicken. „Siehst du diese Wölbung hier an deinem Mund“? fragte er ruhig, „die hast du dir mit deinem Daumen selber beigebracht. Und wenn du nicht endlich mit dem Lutschen aufhörst, wird das noch viel schlimmer werden, sodass dich eine Affenmutter für ihr Junges halten wird. Versprichst du mir, ab sofort nicht mehr zu lutschen?“ Dita hatte aufmerksam zugehört. Die Zusammenhänge waren ihr zwar nicht ganz klar geworden, doch hatte sie deutlich gespürt, dass es hier jemand gut mit ihr meinte. Sie nickte deshalb eifrig und versprach, was man von ihr erwartete.

Doch das war nicht so einfach durchzuführen, denn wieder wechselte die Betreuerin. Und dann noch einmal und noch einmal. Sie war ganz allein mit ihrem Versprechen. Oft, wenn sie wieder

einmal wortbrüchig geworden war, betrachtete Dita am Morgen kritisch ihren Mund im Spiegel und drehte sich dann plötzlich blitzschnell um. Aber ein Affe wollte sich zu ihrer Erleichterung nie zeigen. Allerdings wurde sie mit zunehmendem Alter manchmal von Mitschülerinnen gehänselt. „Schluck doch endlich dein Frühstück runter. Oder bekommst du im Heim nichts Anständiges? Dann hättest du es aber schon lange ausspucken können, anstatt es im Mund herum zu wälzen.“ Sie sagte nie etwas dazu, wandte sich nur ab und beschäftigte sich anderweitig. Im Abendgebet, das sie seit ihrer Erstkommunion unregelmäßig still für sich betete, bat sie Gott an diesem Abend aber inständig darum, ihr doch ihren vermissten Vater zurückzugeben. „Ich weiß ja, dass du auch mein Vater bist. Aber bei Gemeinheiten greifst du nie ein. Mein richtiger Vater könnte mir da sicher besser helfen. Bitte, schick ihn mir bald“, bestürmte sie den Himmel.

Als sie zu ihrem zehnten Geburtstag von der Klassenlehrerin mit den Worten nach vorne gebeten wurde: „Dita Schönemann, komm zu mir. Wir wollen dir gratulieren“, und daraufhin eine Klassenkameradin vorwitzig rief: „Aber eine ‚schöne Frau‘ ist sie nun wirklich nicht!“, da wurde ihr Abendgebet zur Anklage. „Alle Kinder haben einen Vater oder eine Mutter, Gott. Die meisten sogar beide. Warum habe ich nichts, obwohl mein Vater doch vielleicht noch lebt?“

Jetzt aber, wo ihr Gebet erhört worden war und der so innig Herbeigesehnte vor ihr stand, wollte er von ihr nichts wissen. Lehnte sie ab. Kränkte sie sogar noch ärger, als alle andern es getan hatten. Wie hatte sie sich darauf gefreut, Hand in Hand mit ihm durch die Stadt zu gehen und allen Leuten zu zeigen: Schaut her, ich habe einen Vater! Wie lebhaft hatte sie sich die gemeinsame Wohnungssuche ausgemalt, obwohl die bestimmt nicht einfach werden würde, weil so viele Häuser noch in Trümmern lagen. Doch allein schon die Vorstellung war beglückend gewesen, sie gemeinsam zu planen. Und wie sehr hatte sie danach gehungert, einmal ihren Kopf an seine Schulter lehnen zu können, wenn sie sich von anderen Kindern bedrängt fühlte. Wenn sie traurig war oder unzufrieden mit sich selbst. Und so viele Fragen hatte sie für ihn aufgehoben. Ob er gefühlt habe, wie sehr sie an ihn gedacht habe in all den Jahren, seit sie selbständig denken konnte. Vor allen Dingen aber, wie ihre Mutter gewesen war. Alles wollte sie über ihre tote Mutter wissen, jetzt, wo er wieder da war und es ihr erzählen konnte. Aber er sah nicht so aus, als habe er Lust, es jemals tun. Keine drei Schritte stand er von ihr entfernt. Er hätte nur seine Hand ausstrecken müssen, um sie zu berühren. Stattdessen spürte sie plötzlich eine tiefe Schlucht zwischen ihm und sich selbst. Der schmale Steg, der vielleicht einmal hinüber geführt hatte, war von dem Wort „Maulaff“ zerstört worden.

Denk mal

Bastian Klee

An einem traurig zeitlosen Ort beginnt der Tag.

Hier scheint keine bessere, keine schlechtere Sonne.

Bäckereien und Supermärkte reihen sich ein neben Elektronikläden und Antiquariaten.

Der Imbiss hat Montags geschlossen, ansonsten gibt es günstigen Filterkaffee, der an dem runden Tisch getrunken oder mit den in Bus genommen wird.

Irgendwo kündigt Bauschutt etwas Fortschritt an.

Was wir wissen, ist nicht viel.

Für ein schnelleres Leben haben wir das einander zuhören erst einmal aufgegeben.

So wird aus dem Gefühl eines einzelnen Menschen eine Sorge und eine Angst und eine Wut und ein Hass und mittendrin der Verlust eines Miteinanders.

Der da steht jetzt also dort auf dieser Seite und denkt das. Eingeordnet, abgehakt.

Was wir wissen, ist nicht viel.

Was wir aber sehen ist, dass der Verlust eines Miteinanders nichts anderes mit uns macht, als dass wir es verloren haben, miteinander umgehen zu können.

Unbemerkt von den anderen und weil es das eigene Leben einfacher macht auch unbemerkt vor sich selbst, hat der Hass die Wut und die Angst und die Sorge und ein fragendes Gefühl vergessen gemacht.

Hass ist in der Lage, nach Sichtbarem zu suchen und es als Ursache zu verkaufen.

An diesem zeitlosen Ort hier führt das zu den gleichen Antworten und dem gleichen Handeln wie immer.

Es wird gehetzt gegen das, was am ehesten fremd wirkt.

Hass verzerrt Gesichter und schreit wie wild um sich. Die vergessene eigene Angst wird nun anderen gemacht. Hass offenbart, braucht keinen Rahmen, Hass ist für die Menschen zu Freiheit geworden. Zu einem bösen Spiel und Gegeneinander.

Herr Fischer, Herr Fischer, wie tief ist das Wasser? Für die einen bedeutet das, tatsächlich zu

ertrinken. Die anderen bleiben dort, wo sie stehen, wollen kein Stück herüber kommen, keine Annäherung, keine Abkühlung für den Weg vom Hass zurück.

Das also sehen wir.

So traurig dieser Ort in seiner Wiederkehr auch ist, was gesehen wird, hat jemand gezeigt und etwas Ehrlichkeit gibt es da immer zu entdecken. Was genau die Menschen ehrlich macht, eine Antwort hierauf wäre die einzige Möglichkeit, wieder zueinander zu finden.

Oder der Fortschritt kündigt letztlich nur Bauschutt an.

Das schlimmste aber an diesem Bild ist die moderne Verkörperung des Maulaffen dort in der Mitte.

Er belustigt nicht, sondern will belustigt werden.

Er redet nicht, denkt nicht, kein Hass geht von ihm aus.

Er ist nicht wütend, nicht ängstlich und auch nicht besorgt, kein Gefühl ist der Ausgangspunkt gewesen.

Der Maulaff steht einfach nur dort und gafft.

Aber er kann noch mehr. An manchen Tagen applaudiert er. An anderen johlt er mit. Er steht dort auf der Straße oder lehnt am Fenster und hat sich ein Kissen auf das Sims gelegt, um es länger bequem zu haben. Er gafft und stimmt zu, ist der Meinung, hier sonst nichts begreifen, nichts passieren lassen zu müssen. Das wird schon alles seine Ordnung haben. Kein Für, kein Wider, kein Hass, kein Mitgefühl. Nur Augen, die gefüttert werden, sonst regungslos wie Eichenholz.

Das gefährlichste an diesem Bild ist die Masse des Maulaffen. Er hat sich vervielfältigt, ist das Bild selbst, nimmt Fensterplätze ein aber auch die Straße, auf der sich Hass nun verstecken kann im Stillstandsgewimmel.

So ist er noch mehr zu einer Aussage geworden. Eine bewegungslose Armee von Schaulustigen, immer in der Überzahl, immer in Sicherheit. Eine gemeinsam erdachte und in sich errichtete Figur, beinahe so weit, sich das Volk zu nennen.

Wir Menschen können uns aufgeben oder umeinander kämpfen.

Das Unschöne an der Zeitlosigkeit hat dem Ort aber erst der neuartige Maulaff gebracht. Das Unschöne am Fortschritt auch. Aus Sehen wird Übersehen. Aus Gefühl wird Empfindungslosigkeit.

Der Maulaff steht mit weit geöffnetem Mund dort, wo man ihn erwartet, dort, wo er es von sich selbst auch tut. Es passiert etwas, das hilft, um selbst nichts passieren lassen zu müssen.

Der Applaus, das Johlen, die Zustimmung variiert.

Der Mund bleibt dabei immer geöffnet. Weit auf, um nichts zu sagen.

Würde man eine Billardkugel hineinschieben, am Abend würde der Maulaff sie unentdeckt wieder ausscheiden.

Halts Maul!

Benedikt Behnke

„Halts Maul!“ ist der Satz gewesen, den ich Zeit meines Lebens am häufigsten auf die Ohren gekriegt habe, und fast immer habe ich es mir hinterher tatsächlich halten müssen.

Heute habe ich richtige „Negerlippen“. Frauen mögen das, denn sie sollen sich sehr weich anfühlen. Dass meine es tun, sich weich anfühlen, meine ich, kann ich allerdings nicht behaupten. Für mich fühlen sie sich an wie immer. Als presste man zwei Schlauchboothälften aufeinander.

Auch sind sie nicht ganz formschön. An manchen Stellen habe ich mehr Lippe als an anderen. Es ist wie mit der Fettverteilung. Nur umfangen meine Wülste keine Knochen, sondern murmelgroße Blutgerinnsel. Und Narben weisen sie auch auf, ohne dass ich jemals so etwas wie eine Fettabsaugung gehabt habe.

Na ja, wenigstens passen sie zu meinem Gesicht. Wären sie schmaler und weniger lang, ich wirkte wie ein Fisch, ein ziemlich verdutzt wirkender Fisch, wenn ich so darüber nachdenke.

Ziemlich verdutzt muss ich auch gewirkt haben, als man mir das letzte Mal eine drauf gegeben hat. Ich bin im Colos-Saal gewesen, auf einem Konzert, Symphony X haben gespielt, und habe mich mit einer dieser finster aussehenden Gestalten unterhalten.

Ein großer Rocker ist es gewesen, Vollbart, breitschultrig, abgewetzte Lederjacke. Bierschaum hat in seinem Bart gehangen, und seine Augen sind schon ein bisschen glasig gewesen, wahrscheinlich vom Alkohol. Vielleicht hat er aber auch einfach nur eine Brille aufgehabt; es ist dunkel gewesen, und ich habe ihn mehr erfühlt, als dass ich ihn tatsächlich gesehen habe.

Kurz gedrückt habe ich ihn zu Beginn unserer Unterhaltung, immerhin bin ich Christ, nächstenlieb und so weiter. Anschließend hat er mich ganz verdattert angeschaut, in seinen Augen: so ein Funkeln. Ich habe an Tränen gedacht. Oder Brillengläser, die die Lightshow, das Konzert war in vollem Gange, reflektierten.

Weil es so laut war, habe ich, wollte ich ihm etwas sagen, mich ziemlich nah an ihn heranwagen müssen; nach jedem zweiten Wort hatte ich Ohrhaare zwischen den Zähnen.

Zu Anfang hat er zugehört. Sehr interessiert hat er ausgesehen; wahrscheinlich hat er geglaubt, er

hätte etwas falsch gemacht oder dass ich sein Bike gerammt hatte und es ihm nun beichten wollte. Stattdessen habe ich ihm mein Leid geklagt, meinen Fußpilz und meine Hämorrhoiden.

Meine Lebensgeschichte habe ich ihm erzählt, vom Augenblick meiner Geburt an bis zum Moment unserer Begegnung. Dabei hat sich seine Stirn zunehmend gefurcht. Immer weniger hat er vom Konzert mitgekriegt, und auch mir ist es von Satz zu Satz egaler geworden. Ich bin eben sehr mitteilungsbedürftig, das müssen Sie mir nachsehen.

Im Grunde liegt es daran, dass ich keine Freunde habe. Selbst Frauen halten es nicht allzu lange mit mir aus, und das obschon meiner Lippen!

„Du redest zu viel“, hat mir eine Freundin einmal gebeichtet, aber ich glaube, sie hat es nur getan, damit ich mir nicht zu viele Gedanken über mein Aussehen mache. Ein Labermaul kann nämlich einfach seine Klappe halten. Wer hässlich ist, muss damit leben.

Ich bin hässlich. Erst jetzt wird mir bewusst, was das bedeutet. Man hasst mich. Nicht aufgrund einer Unart, sondern wegen meines Aussehens. Ich tue in den Augen weh. Und das so sehr, dass man gar nicht anders kann, zuschlagen muss!

Ich verstehe, endlich. Das hasserfüllte Funkeln in den Augen meines Gegenübers. Sein unbedingtes Nachvorneschauen, sein schlussendliches Michwegstoßen. Das alles sind Symptome gewesen. Meiner Hässlichkeit.

„Halts Maul!“, habe ich den Rocker rufen gehört, und in der nächsten Sekunde habe ich es mir halten müssen. „Ich will mir die Jungs ansehen!“

Was für eine Perle von Mensch! Selbst in seiner größten Rage hat er mich noch schonen wollen und, wie meine Freundin damals, nicht meine abstoßende Abscheulichkeit, sondern meine Rede als Grund für seinen Übergriff genannt.

Und weil er nicht gewollt hat, dass ich gehe, den Wahrheitsgehalt seiner Worte mit einem prüfenden Blick in den Waschraumspiegel auf die Probe zu stellen, hat er mir die Lichter ausgeknipst. Toll!

Ganz anders sehe ich meinen Mitmenschen nun. Eingangs habe ich mich, das muss ich zugeben, ein bisschen vor ihm gefürchtet. Aber ich habe auf mein Herz gehört und mich ihm offenbart. Hinterher hat er mir wohlgetan.

Es ist, wie Jesus sagt. Wenn …

HALTS MAUL!!!

Heuschnupfen

Berit Lehmann

Der Wecker klingelt zum dritten Mal. Max muss sich beeilen. Er quetscht die Brotbüchse in den Ranzen und stopft die Trinkflasche in die Seitentasche. Wo ist bloß der Turnbeutel? Endlich flitzt er los. Er nimmt die Abkürzung über die Wiese. Die Schuhe werden vom Tau nass. Pünktlich zum Läuten ist er da. Erst Mathe, dann Musik, nach der großen Pause Sport mit der „B“ auf dem Platz. Sie machen sich auf den Weg dorthin. Die Sonne hat das Gras getrocknet. Max muss niesen. Die Schüler laufen sich warm, eine Runde nach der anderen. Es dauert nicht lange und Max Nase ist zugeschwollen. Blöder Heuschnupfen. Er schert aus.

„Max, was ist los?“, ruft die Lehrerin. „Wir brauchen keine Zuschauer!“ Noch bevor Max antworten kann, kommen Fabian und Kevin aus der „B“ vorbei. „Maulaff, Maulaff“ schallt es über den Platz. Max kämpft mit den Tränen. „Ich habe meine Medikamente vergessen“, sagt er zur Lehrerin, „ich kriege beim Rennen keine Luft mehr“. Er darf sich in den Schatten setzen. Rasch geht es ihm besser.

Die Lehrerin ruft alle Schüler zu sich. „Fabian und Kevin“, sagt sie, „was ist ein Maulaff?“. „Ähm...“, sagt Kevin. Fabian meint „Irgendso ein Affe, der das Maul aufhat?“. Max muss grinsen. Er ahnt schon, was nun kommt. „Bis morgen schreibt ihr beide mir einen Aufsatz zum Thema ‚Was ist ein Maulaff’!“.

Maulaffs Schrei

Bernhard Bauser

Ein makelloser Frühlingshimmel. Fliederduft erfüllt den Park. Den Morgentau hat eine erstarkende Sonne verzehrt. Den Rasen haben schon in der Frühe unzählige Helfer gestutzt, so dass er die zarten Schuhe und Füße aufs angenehmste umschmeichelt.

Ein schwerer, dunkelgrüner Mantel verbirgt meinen erschütter-ten Leib. Ich schwitze unter dem Schiffhut, der mir tief in die Stirn gedrückt ist. Die Augen weit aufgerissen – eine Kugel trifft mich an der Wange. Ich höre das helle Lachen der unbe-schwerten Damen, in ihren wallenden Spitzenröcken, unter ih-ren weißen Sommerhütchen. Eine Kugel trifft mich an der Hand, mit solcher Wucht, dass ich aufschreien möchte. Farbe platzt in Fetzen von mir ab. Bald stehe ich nackt da. Ich sehe Herren herumstolzieren, die in seltsamen Bahnen die Wege der tuschelnden Damen kreuzen, ich höre ihr selbstzufriedenes Gemurmel. Wieder eine Kugel, die mich an der Nasenspitze trifft, von dort abprallt und in den offenen Rachen rollt. Das spitzer werdende Gekicher, das gutturale Auflachen der Monsi-eurs! Während die Kugel durch meinen Leib rollt. Am liebsten nähme ich den Stock, auf den sich meine wunden Hände stüt-zen, umkrallte den Prügel, erhöbe ihn und jagte die feinen Leute in ihre stickigen Paläste zurück. Hier, unter freiem Himmel, sollte jeder frei sein! Jeder die laue Luft genießen. Stattdessen plumpst mir eine Kugel durch den Leib und bleibt am Hintern liegen.

Auf den Stock hatten sie's auch abgesehen. Unersetzliches Brennmaterial! Ohne meinen Stock halten sie ihre Öfen nicht in Gang. Zum Abschied schwang ich den Stock drohend über un-seren Häuptern. Nacht war's, und es schien, als ob der sirrende Prügel die Sterne erst richtig zum Funkeln brachte. Funkelt, Sterne, und leuchtet mir den Weg! Auf eigenen Beinen soll ich stehen, ohne Stütze. Als ob ich zuvor ihre Hilfe erfleht hätte. Schluss mit dem Müßiggang, sagen sie. Meiner Hände Arbeit ernährt mich jetzt, mich und die Familie, sowie die unzähligen Gefährten, alle blass, mit erschüttertem Körper, und blass wie ich. –

Ein Sturm hat sich erhoben und orgelt uns um die Ohren. Der Himmel schimmert in Gelb, Orange, Giftgrün. Keiner wirft mehr mit Kugeln nach mir. Die ganze Welt formt sich zum Wurfball, den ein imaginierter Gott durchs Universum schleu-dert. Niemand mehr benötigt meinen offenen Mund für ein al-bernes Spiel. Vor Schreck aber krieg ich ihn nicht zu. Das Auf-jaulen der Rasenmäher, das Wummern der Schiffsmotoren, das Zischen der Triebwerke, das Brausen der Klimaanlagen, das Tosen der Autobahnen, das unaufhörliche Rauschen der Hoch-leistungslüfter in den Rechenzentren. Vom Fluss her rattert ein Kraftrad die Ufertreppen hoch und wird gleich die Balustrade durchbrechen. Namenlose Zeugen halten sich raus, bleiben wortlos beieinander stehen und halten das für ihr Glück. Die Welt ist in Gel getaucht und verformt sich in unsere Träume hinein. Vorn zerren die explodierenden Fahrzeuge der Selbst-mordattentäter, hinten stoßen die Untaten der erbarmungslosen Ahnen. Das Tosen nimmt kein Ende und ich halte mir die Oh-ren zu. Ein Schrei.

Nur wenige Schritte hallen in den hohen Räumen des Aschaf-fenburger Stadtmuseums. Ein spanischer Tourist hat sich hierher verirrt, und fragt sich nach wenigen Exponaten, wo der Ausgang ist. Er entdeckt eine klumpfüßige Holzfigur, hinter ei-nem Türpfosten versteckt, in einem Raum voll mit kitschigen Porzellanfiguren in Glasvitrinen. Sie reißt die Augen auf wie eh und je. Ihre Seele ist frei. Der Tourist sucht vergebens nach ei-ner Beschreibung und hält sein Handy hoch. Sofort wird er von der pflichtbewussten Angestellten auf das herrschende Fotogra-fierverbot hingewiesen. Das eine Bild, das er schon eingefangen hat, nimmt er mit, in ein Land, das Lebensfreude kennt.

Die Maulaffenblume

Christine Hidringer

Den Kombi oder Kleinbus am Rand von Einfallstraßen geparkt warteten sie sonn- und feiertags, zusammen mit bunten Blumensträußen in Plastikeimern, unter Sonnenschirmen auf Kundschaft. Das waren meist Leute mit chronischer Zeitnot und schlechtem Gewissen, auf dem Weg zur Oma, zur Mutter, Onkel oder Tante, manchmal an ein Krankenbett. Und fast immer erschien ihnen der Blumenhändler am Wegrand wie die letzte Rettung. Kaum einer hatte wirklich Zeit. Sie kauften, was da stand, handelten nicht und waren schließlich mehr als froh, diese lästige Pflicht im Vorübergehen erledigen zu können. Darüber waren sich die Händler natürlich auch im Klaren und gaben sich keine allzu große Mühe, aus einem Bündel Blumen etwas mehr zu machen als ein Bündel Blumen. Schließlich waren Blumen per se schön.

Ostern war vorbei und der Muttertag nicht mehr weit. Zornige graue Wolken zogen übers Land. Die Blumenhändler hockten in ihren Autos und ließen nur hinter offenen Schiebetüren die bunt gefüllten Eimer sehen.

Wer weiß, wie lange der hölzerne Verhau da schon stand. Jedenfalls hatte den noch keiner wahrgenommen, auch die Händler nicht. Der Verhau, gerade mal so groß wie ein Gerätehäuschen, fiel auch nicht weiter auf. Genagelte Bretter, eine Lattentür, an einer Seite eine Fensteröffnung ohne Glas. Stutzig wurde erst, wer den Fuß vom Gaspedal nahm und den Kerl vor dem Verhau betrachtete. Der stand da, die Hände in den Hosentaschen, und schaute in die Runde. Nicht interessiert, nicht gelangweilt, eher wie einer, der zum ersten Mal in seinem Leben an einem Straßenrand steht. Dabei war er beileibe nicht jung! Groß und hager, in klobigen Stiefeln, braunen Breitcordhosen und grauer Arbeitsjacke über dem karierten Hemd ragte er aus der Ackererde. Alt war er aber auch nicht. Also irgendetwas dazwischen. Natürlich ist daran nichts interessant. Aber sein Gesicht! Mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund schaute er in die Runde wie ein Kind, das zum ersten Mal einen Christbaum sieht. Vor lauter Staunen war ihm der Unterkiefer nach unten gefallen.

Im Nachhinein konnte niemand mehr sagen, wann genau die Kunde von ihm unter die Leute

geraten war. Jedenfalls sprach es sich herum, dass draußen vor den Toren der Stadt ein Tor stand. Wer einen Spaziergang machen wollte, nutzte den Sonntagnachmittag, um den Maulaff, wie er inzwischen tituliert wurde, zu betrachten. Alle hatten ihre Freude an ihm, der sie so freundlich und arglos ansah, so, als seien sie für ihn etwas Besonderes. Natürlich gab das keiner zu, wie denn auch. Wer wollte denn darauf stolz sein, dass ein solcher Tor ihm ein Interesse und eine Freundlichkeit schenkte, die er selten erfuhr. Nein, sie spotteten und lachten, posierten neben ihm, knipsten Selfies und stellten ihm provozierende Fragen, die er mit gutturalem Gelächter aus offenem Maul quittierte. Eines Tages hing über der Holztür an seinem Verhau ein Schild, naja, eher eine ungehobelte Latte, auf der mit roter Farbe MAULAFF stand. Als sei dies eine Auszeichnung lächelte er noch breiter, mit noch weiter geöffnetem Mund und wunderte sich über die Menschen, die ihren Spaß an ihm hatten.

Derweil hatte die Sonne die Wolken verjagt. Auf dem Acker rund um den Verhau durchbrachen kräftige Stängel die braune Erde, dehnten und streckten sich und breiteten ihre fremdartigen Blätter aus, als wollten sie sagen: Ah, wie schön ist doch die Welt! Noch blieben sie unbemerkt, auch keinem der Händler in der Nähe, die insgeheim sehr glücklich über den Maulaff als Lockvogel für Kundschaft waren, schwante etwas.

Der Maulaff hatte die Jacke abgelegt und die Ärmel seines karierten Hemdes hochgekrempelt. Er harkte und zupfte, vorsichtig trippelte er auf plumpen Füßen zwischen die jungen Pflanzen. Nur wenn er aufsah, überraschten das Strahlen aus seinen Augen und sein stets geöffneter Mund. Nach wie vor lockte seine bizarre Erscheinung zahllose Schaulustige herbei. Doch als eines Tages die ersten Knospen sich auftaten, da spülte es hunderte von ihnen zu dem Maulaff und seinem Feld. Verblüfften schon die Stängel und Blätter durch ihre strotzende Üppigkeit und ihr in allen Schattierungen spielendes Grün, so übertrafen die Blüten jetzt alles je Geschaute. An einem einzigen Stängel prangten sie in allen Farben, in zartestem Weiß, in empfindlichster Schamesröte bis zum dunklen Rot getrockneten Blutes, im Blau des Sommerhimmels und dem des aufgewühlten Meeres, in safran-, sonnen-, senf- und dottergelb bis zu honiggold und fuchsia-, indigo- und lavendelfarben - ach, es war eine Pracht!

Die Menschen standen und staunten.

Der Maulaff bückte sich und schnitt feierlich eine erste Blume. Deren Köpfchen glichen denen von Goldnesseln, ein wenig auch denen der Orchidee. Zwischen den Blattkränzen saßen sie eine neben der anderen in quirligen, vielfarbigen Blütenständen rund um den etwa unterarmlangen Stängel.

Vor einem kleinen Mädchen ging der große Mann in die Hocke und reichte ihm die Blume. Das

Kind strahlte, knickste und strich mit seinem kleinen Zeigefinger sacht über ein Blütenköpfchen. Da geschah etwas Sonderbares: das Köpfchen klappte auf und enthüllte unter dichten, die Pflanzenoberlippe kränzenden Wimpern zwei runde strahlende Tupfer, die wie Augen leuchteten und auf die zipfelig nach unten geöffnete Unterlippe schauten.

Das Mädchen riss den Mund auf, die Menschen ringsumher desgleichen. Hätte ihnen wer einen Spiegel vorgehalten, hätten sie bemerkt, dass sie alle dem Maulaff glichen.

Der schnitt Blume um Blume. Verlangend streckten sich ihm die Hände entgegen, aus denen er die Münzen zum Lohn in Empfang nahm. Bis zum Sonnenuntergang riss die Schar der Blumendurstigen nicht ab.

Tags darauf ergötzte das Feld in gleicher Pracht, und das Staunen und der Andrang wiederholten sich ein weiteres Mal. Längst wusste jeder von der Schönheit der Pflanze und wollte sie in seiner Nähe haben. Die Blumenhändler zogen fort, an Orte, wo keine Maulaffenblumen wuchsen.

Da erzählte eine junge Frau, dass sie ihren Säugling, der den ganzen Tag unruhig gewesen war, mit einer dieser Blumen sanft über die Wangen und die Stirn gestreichelt hatte. Augenblicklich habe sich das Kind beruhigt und war lächelnd eingeschlafen. Ja, das hätten sie auch erlebt, rief wer anderes aufgeregt. Zum Sonntagskaffee bei der ewig mürrischen Tante hätten sie einen solchen Blumenstrauß mitgebracht. Und als diese das Mitbringsel in die Hände nahm, entspannte sich ihre verkniffene Miene, sie begann fröhliche Lieder zu summen, und ihre Augen füllten sich mit Wärme.

Wie schon zuvor die Kunde von der Schönheit verbreitete sich nun die von solch wundersamen Begebenheiten im Nu. Ein jeder redete von der Maulaffenblume, deren botanische Bezeichnung keiner kannte. Und auch der Maulaff selbst, der ohnehin nie sprach, gab keine Auskunft.

So ging das Frühjahr zu Ende, der Sommer nahm seinen Lauf, und der Maulaff wurde nicht müde, den nie abreißenden Strom der Menschen mit seinen Pflanzen zu beglücken. Auch das Feld schien nicht zu leiden, strotzte jeden Morgen aufs Neue vor herrlich gewachsenen Blumen. Die Blechdose am Feldrand füllte sich mehr als einmal pro Tag.

Es konnte nicht anders sein, auch die Strolche stellten sich ein, die des Nachts ganze Büschel der begehrten Blumen abschnitten. Am liebsten wären sie mit Sensen angerückt. Doch das Raubgut verdorrte ihnen förmlich in den Fingern. So hörten auch diese schändlichen Umtriebe wieder auf.

Bis zu dem denkwürdigen Tag. Am frühen Morgen strebten verhüllte Personen mit Schaufeln und Hacken, mit Säcken und Karren dem Feld zu. Erste Sonnenstrahlen leckten gerade über den Horizont und ließen die Tautropfen funkeln und gleißen. Hastig gruben die Verhüllten an den Pflanzen, doch egal wie tief sie ihre Schaufeln ins dunkle Erdreich rammten, nie gelang es ihnen,

eine ganze Wurzel auszugraben. Da zerrten sie und rissen, hackten und schnitten. Plötzlich erhob sich Heulen und Klagen, stieg in den Morgenhimmel, schwoll zu einem infernalischen Weinen, das wie eine riesige Wolke über die Stadt zog. Voller Entsetzen flohen die Schurken, voller Verteidigungswillen rückten Feuerwehr, Sanitäter und Bereitschaftsdienste an. Und konnten nichts mehr retten.

Das Feld stand wüst und leer.

Die Hütte lag zu einem Haufen Bretter zerfallen, auf einem war „MAULAFF“ noch in verblichenen Buchstaben zu erkennen. Vom Maulaff selbst weit und breit keine Spur.

Da klagten die Menschen. Wie zuvor zogen sie zum Feld und hängten kleine Botschaften an die Bretter, voller Bitten und Flehen, Bilder der geliebten Blumen, Fotos von lächelnden Frauen, Männern und Kindern. Schließlich erbauten sie die Hütte neu und richteten ein Museum ein.

Auf dem Feld darum herum wuchs kaum noch etwas. Vereinzelt gelbe Nelken zwischen Wiesensalbei.